

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelhefte Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Arbeiter in fremden Ländern.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch, daß wir schon vor etwas längerer Zeit die Behauptung aufgestellt haben, daß die Einwanderung von Arbeitern in eine Gegend, in welcher die heimischen Arbeiter größere Bedürfnisse haben, die Löhne drückt und kulturfeindlich wirkt.

Wir exemplifizierten damals auf die Chineseneinwanderung in Nordamerika, welcher aus obigem Grunde von dem größten und liberalsten Bourgeoisstaate der Welt durch ein besonderes Gesetz gesteuert worden ist. Wir gedachten der Italienerplage im südlichen Frankreich, die alljährlich zu heftigen Zusammenstößen zwischen den französischen, an besseres Leben gewöhnten Arbeitern mit den bedürftigen italienischen Arbeitern führe.

Aber auch unser Vaterland hat derartige Exempel aufzuweisen. Wir erinnern an die italienischen Erdarbeiter, welche am Mainkanal beschäftigt waren und schwere, ungesunde Arbeit für täglich eine Mark Lohn geleistet haben; auch slavische und polnische Arbeiter ziehen alljährlich in Deutschland massenhaft ein und drücken den Lohn der heimischen Arbeiter herab.

Wir sprachen von dem fortwährenden Geschrei: „Schutz der nationalen Arbeit!“ welches gerade von denen am lautesten erklingt, welche die fremden, billigen Arbeitskräfte gegen die nationalen deutschen Arbeiter am meisten auspielen und den deutschen Arbeitern dadurch das Leben verkümmern.

Daß der Liberalismus uns kein Gehör schenkte, war natürlich, denn er stützt sich auf die „Freiheit“, auf die Freiheit der Einwanderung, des Verkehrs und der Ausbeutung. Daß aber eine nationale Regierung Kontrakte macht, in welcher diese Arbeiterfreiheit gewahrt wird, das war uns nicht verständlich. Eine nationale Regierung sollte immermehr größere Bauten, wie den Mainkanal an Unternehmern vergeben ohne die Bedingung, daß nur deutsche Arbeiter an diesen Bauten beschäftigt werden.

Auch wir sind für Verkehrsfreiheit, für Einwanderungsfreiheit, auch wir gönnen den fremden Arbeitern Lohn und Brod in unserem Heimathlande, aber die fremden Arbeiter sollen sich nicht für einen billigeren Lohn verbiegen, als den ortsüblichen, sie sollen nicht in Erdhöhlen wohnen, mit Brod und Schnaps vorlieb nehmen und dann noch einen großen Theil des Lohnes in ihre Heimath schicken.

Da hört in der That unser nationales und internationales Verständnis vollständig auf!

Wenn allerdings englische Arbeiter oder französische nach Deutschland kommen, dagegen ist nichts zu sagen. Dieselben bringen zumeist höhere Bedürfnisse mit, als die deutschen Arbeiter sie besitzen, sie drücken die Löhne nicht,

sondern sie heben dieselben noch und nach empor, wie dies in Westfalen vor einigen 20 Jahren geschah, als eine große Anzahl Franzosen und Belgier zur Bedienung neuer Maschinen dorthin gezogen wurden.

Wie die Italiener in Frankreich und Deutschland, so machen auch vielfach die deutschen Arbeiter den fremden unliebsame Konkurrenz; so die Erntearbeiter aus dem Lippe'schen und Balde'schen und aus den nieder-rheinischen Kreisen Wesel und Cleve den holländischen Arbeitern.

Aber auch in England klagt man, daß die deutschen Arbeiter vielfach die Löhne drücken.

So hat kürzlich der englische Richter Kerr bei einer Verhandlung, in welcher die Noth eines englischen Arbeiters scharf hervortrat, die Arbeitgeber aufgefordert, nur englische und keine deutschen Arbeiter zu beschäftigen, weil die deutschen Arbeiter zu billig arbeiteten.

Darüber wird nun in der deutschen liberalen Presse großes Halloh gemacht. In der deutschen Arbeiterbevölkerung Londons soll große Erregung herrschen — das ist allerdings wohl möglich. Aber auch im englischen Volk soll man mit der oben angeführten Aeußerung des Richters Kerr höchst unzufrieden sein; hierfür bringen unsere liberalen Blätter als Beweis eine Abfertigung Kerrs durch eines der größten Bourgeoisblätter Londons, der „Daily News“.

Als ob das ein Beweis wäre für die Unzufriedenheit des englischen Volkes!

Gewiß will die „Daily News“ die „Freiheit“ verteidigen, aber die Freiheit der größeren Ausbeutung der deutschen und der englischen Arbeiter durch englische Fabrikanten — und mit dieser „Freiheit“ können sich wahrlich die Arbeiter nicht einverstanden erklären.

Wenn es im eigenen Lande mehr Arbeitsgelegenheit und besseren Arbeitsdienst giebt, dann brauchen diejenigen Arbeiter, welche Familie haben oder schon bei Jahren sind, nicht mehr im Auslande Nahrung zu suchen, den jungen Arbeitern mag es ja immer unbenommen sein, zur weiteren Ausbildung ins Ausland zu gehen, da wir den Umgang der Arbeiter verschiedener Nationen heilsam für die allgemeine Kulturentwicklung halten.

Somit hat der Richter Kerr mit seinem Ausspruch aewiß so unrecht nicht, trotz des Geschreies unserer liberalen Blätter.

Die Frage der Krankenkassen.

Im deutschen Reichstag hatten die Vertreter der Arbeiterpartei den Antrag gestellt, den Termin der Inkraftsetzung des Krankenkassengesetzes bis zum 1. April 1885 hinauszuschieben, weil die Behörden selbst mit

ihren Einrichtungen noch nicht vollständig fertig sind und weil sich auch noch nicht sämtliche freischüssigen den Bestimmungen des neuen Krankenkassengesetzes angepaßt haben. Theilweise scheiterte dieser Antrag an der kurzen Frist, die zu seiner Evidenz noch vorhanden war, theilweise an dem Widerstande des Bundesraths, der in eine solche Aenderung nicht zu willigen im Stande zu sein glaubte.

Nunmehr hat auf Grundlage des Antrags der Arbeiterpartei der Abgeordnete Studmann einen Gesetzentwurf gebracht, nach welchem die Angehörigen solcher freier Hilfskassen, deren Statuten vor dem 1. Dezember nicht genehmigt worden sind, bis zum 1. Juli 1885 das Recht des Austritts aus den Orts- und Gemeinderassen haben sollen, wenn inzwischen die betreffenden Hilfskassen die Genehmigung erhalten haben. — Wenn dieser Antrag, der vom Reichstag einer Kommission überwiesen worden ist, Rechtskraft erlangt, was nicht zu bezweifeln ist, so ist, wenn auch nicht Alles, doch ein Hauptpunkt, welchen der Antrag der Arbeiterpartei erzielen wollte, erreicht worden.

Unter den Arbeitern selbst ist ein Jersch in Bezug auf den Beitritt in die freien Hilfskassen weit verbreitet. Es glaubt nämlich Mancher, daß seine Zugehörigkeit zu den Ortskrankenkassen erlischt, nachdem er noch nach dem 1. Dezember in eine von dem Beitritt zu den Ortskrankenkassen befreite Kasse eingetreten. Dem ist nicht so. Denn wer vor dem 1. Dezember noch nicht den Nachweis gebracht hat, daß er einer solchen Kasse angehört, wird ohne Weiteres zu den Ortskrankenkassen für die Ortskrankenkassen herangezogen. Sein Austritt aus diesen kann erst mit dem Schlusse des Rechnungsjahres, also am 30. November 1885 erfolgen, wenn er denselben spätestens drei Monate vorher angemeldet und vor dem Ablaufe des Rechnungsjahres nachweist, daß er Mitglied einer von dem Beitritt zu den Ortskrankenkassen befreiten Kasse ist. Welche von den selbstständigen Kassen diese Eigenschaft besitzen, darüber herrscht freilich immer noch viel Unklarheit. Vielfach sind von einzelnen Krankenkassen, die den gesetzlichen Bestimmungen nicht genügen und deren Mitglieder dadurch an die Ortskrankenkassen gefallen sind, an den Vorstand des Verbandes das Ansuchen gestellt, ihnen eine kurze Frist zu geben, in der sie noch nachträglich ihre Statuten den gesetzlichen Bestimmungen anpassen könnten. Diesem Verlangen kann der Vorstand nach dem Geleiz in keiner Weise Rechnung tragen, er hat sich nur an den Wortlaut des Gesetzes zu halten, der einen Dispens nicht zuläßt. Würde er auf eigene Verantwortung trotzdem einen solchen ertheilen, so hätte er für alle den Ortskrankenkassen erwachsenden rekursären Nachtheile eventuell aufzukommen.

In Laufe des nächsten Jahres wird es sich nun genau herausstellen, welche freien Hilfskassen dem Geleize vollständig genügen. Diejenigen Kassen, welche jetzt schon beanstanden worden sind, sollen nach dem Antrag Studmann bis zum 1. Juli Zeit haben, Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen, daß sie genehmigt werden müssen. Zweckmäßig ist es natürlich, wenn diese Kassen recht reich diese Einrichtungen treffen, damit ihre Mitglieder, die jetzt den Ortskassen einver-

41

Feuilleton.

Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dur.
(Fortsetzung.)

„Ich kann nicht anders, ich muß die Vaterschaft anerkennen; denn, thue ich es nicht, so riskire ich, daß das Mädchen mich öffentlich an den Pranger stellt, daß ich im Munde der ganzen Stadt bin, daß meine Behörde davon erfährt und . . . mein Ruin ist fertig.“

„Aber ist es denn etwas anderes, wenn Du die Vaterschaft anerkennst?“

„Eigentlich nicht, denn die Anerkennung geschieht ja auch vor einem Richter, und ob diese Behörde schweigt, ist mehr als zweifelhaft.“

„Ich bedaure Dich von ganzem Herzen, Bruder! Dein Leichtsinne ist sehr zu tabeln; Du hast sehr Unrecht gethan, Dich so zu vergehen.“

„Moralisire nur nicht, Georg! Es handelt sich hier nicht um Das, was geschehen ist, sondern um Das, was geschehen soll. Die fatale Lage, in welcher ich mich befinde, veranlaßt mich, eben Dich zum Vertrauten meines Geheimnisses zu machen. — Du bist der Einzige auf der ganzen Welt, der hier helfen kann.“

„Ich wüßte nicht, wie?“

„Du sollst es gleich hören, gib nur weiter Acht! — Vor allen Dingen habe ich Bedacht genommen, das Mädchen aus Neustadt zu entfernen. — Wenn die Neustädter Klatschmüller erst ihren Zustand kennen, so fangen sie auch an, Vermuthungen auszusprechen, und Lisette ist vielleicht unvorsichtig oder boshaft genug, die Vermuthungen zu bestätigen.“

„Das sehe ich ein! — Wohin hast Du sie gebracht?“

„Hierher nach Berlin, in eine Anstalt, wo junge Mädchen in aller Verschwiegenheit . . . und so weiter; Du kennst ja den Inhalt der Annoncen dieser Art, welche täglich in der Postischen Zeitung zu lesen sind. In eine solche Anstalt habe ich sie gebracht; für ihren Unterhalt ist vorläufig gesorgt und wird auch später gesorgt sein. In zwei

Monaten sieht ihre Niederkunft bevor. Der Gang der Angelegenheit ist nun folgender: Nachdem die Taufe vollzogen ist, wird das Mädchen vor das Vormundschaftsgericht zitiert und dort um den Vater des Kindes befragt.“

„So viel ich weiß, Paul, sieht es ihr frei, zu erklären, daß sie den Vater des Kindes nicht nennen will.“

„Ja, das ihr frei! Aber da kennst Du Lisette nicht. Ich habe im Horn und in Gütte, durch Ueberredung und Bestechung, in allen Tonarten und Gemüthsaffekten auf sie einzuwirken gesucht. Es ist vergebens! Sie wird mich als den Vater nennen!“

„Dann bist Du verloren, Paul!“

„Ich bin's, wenn Du nicht hilfst!“

„Aber wie soll ich helfen?“

„Ja, höre nur: Nachdem sie den Namen des Vaters genannt, zitiert das Vormundschaftsgericht den bezeichneten Uebelthäter vor sein Forum; und erklärt er hier: „Ich bin's,“ dann ist die Sache abgethan, wenn sonst die Alimentenzahlung regelmäßig erfolgt, und die gefallene Unschuld zufrieden gestellt wird.“

„Ja, willst Du denn auf dem Vormundschaftsgericht erklären, daß Du der Vater bist?“

„Ich denke gar nicht daran! Das Einzige, was ich von dem Mädchen erreichen konnte, ist, daß sie auf die Frage des Richters zwar meinen Namen nennen wird, aber nicht meinen Stand. Ich werde zu derselben Zeit in Berlin sein und bei Dir im Hause, Philippenstraße 74 logiren. Sie wird also angeben: „Der Vater meines Kindes ist Amberg, Philippenstraße 74,“ ohne Vornamen, ohne Stand hinzuzufügen. Nun kommt eine Vorladung an den betreffenden Amberg. Natürlich gelangt diese Vorladung an Dich. Begreifst Du jetzt, worin die Gefälligkeit besteht, die ich von Dir fordere?“

Georg sah seinen Bruder mit unruhewollen Blicken an.

„In der That nicht, Paul . . . Nicht ganz!“

stotterte er.

„Run, ich denke, die Sache ist sehr einfach. Du leistest der Vorladung Folge, gehst auf das Gericht und antwortest auf die Frage: „Sind Sie der Vater des von

der Lisette Runze unehelich geborenen Kindes?“ mit einem lauten und vernachlässigen „Ja!“ und schreibst Deinen Namen unter das betreffende Protokoll. Dann ist Alles gemacht.“

„Aber, Paul, ich soll die Vaterschaft Deines unehelichen Kindes anerkennen? Das geht unmöglich!“

„Und warum geht es nicht?“

„Bedenke, Paul, was würde Rätchen dazu sagen?“

„Rätchen soll kein Sterbenswort davon erfahren; ich verlange sogar von Dir, daß Du ihr von dieser ganzen Unterredung und am wenigsten von meiner Bitte an Dich auch nur ein Silbe mittheilst.“

„Aber, wenn sie es doch erfahren würde?“

„Unfinn! Wie soll sie es erfahren? — Das Mädchen wird schweigen, ich werde schweigen und Du wirst hoffentlich auch schweigen. Ich alimentire das Mädchen! Sie wird also niemals Ansprüche erheben; und wenn sie ja Dich lieber zum Schuldigen hätte, als mich, Deiner Personlichkeit wegen, mein Junge, weil Du ja einige Jahre jünger und ein hübscher Kerl bist, so weiß sie doch, daß Du so gut wie mittellos bist, daß eine Exekution bei Dir wegen etwaiger Forderung von sehr unbedeutendem Erfolg sein würde. Dagegen ist ihr bekannt, daß ich wohlhabend bin, sie wird also nie und nimmer Dich statt meiner belästigen.“

„Ja noch mehr, sie wird von der kleinen Täuschung, welche ihr gespielt ist, nie und nimmer auch nur ein Wort erfahren. Die Sache bleibt ganz und gar unter uns. Sie wird der Meinung sein, ich habe die Vaterschaft anerkannt, und wird auch nicht in entferntesten vermuthen, daß das nicht der Fall sei, sondern, daß ich meinen Bruder vorgeschoben habe . . . vorausgesetzt immer, daß Du zu schweigen verstehst.“

„Ja, könnte aber nicht meine Frau von dieser gerichtlichen Prozedur erfahren? Ich erhalte und schreibe keinen Brief, von dem meine Frau nicht Kenntniß hätte.“

„Das ist eine sehr schlechte Angewohnheit, mein Junge. Ich habe Dir heute schon einmal gesagt: Du hast Dich viel zu sehr in die Hände Deiner Frau gegeben, und das taugt nichts. Es giebt Dinge, welche nur den Mann angehen und der Frau verborgen bleiben müssen. Du mußt

leibt worden sind, baldmöglichst dort austreten und wieder in die Hilfsklassen zurücktreten können.

Im Uebrigen aber empfiehlt es sich für alle Arbeiter, die durch irgend welches Verhältniß gezwungen, den Orts- oder Gemeindefunktionen beizutreten zu müssen, sich bald schon nach einer geeigneten freien Hilfsklasse umzusehen, damit sie nach Jahresfrist, also am 30. November 1885 dort eintreten können. Dabei sei aber nicht zu vergessen, daß die Kündigung bei der Orts- oder Gemeindefunktion vor dem nächsten 30. August erfolgen muß.

Die Vorstände der freien Hilfsklassen werden gut daran thun, recht bald schon ihre Agitation in dieser Richtung hin zu entfalten.

Politische Uebersicht.

Der „Reichsfreund“, jenes in Bermanenz erklärte Wahlflugblatt der Herren Eugen Richter, Ludolf Parisius und Hugo Hermes, bringt in seiner neuesten Nummer einen Artikel betitelt: „Maximalarbeitsstag und Minimallohnstag“. Ist schon an und für sich der Versuch, ein derartiges Thema in einer Tageszeitung zu behandeln, ein leichtfertiger, so muß man noch mehr erstaunen, wenn man sieht, wie der anonyme Artikelschreiber sich der gestellten Aufgabe in 44 Zeilen entledigt. Sage und Schreibe: 44 Zeilen! Mehr braucht dieser Weise nicht um die Werke bedeutender Männer über den Hausen zu weisen. Doch lassen wir dem Herrn selbst das Wort. Er sagt gleich zu Anfang: „Denn über eine gewisse Arbeitszeit hinaus ruiniert das Arbeiten den Arbeiter und; fördert auch nicht die Arbeit; unter einem gewissen Lohnsatz aber kann der Arbeiterstand dauernd nicht gedeihen.“ Bravo! Das ist ganz gut, doch der hinkende Hufe kommt nach. Nachdem der gelehrte Herr mit einigen Worten dagegen polemisiert, daß durch Staatsgesetze und Polizeiverordnungen in das wirtschaftliche Leben eingegriffen werde, fährt er fort: „Was würde man andererseits wiederum sagen, wenn jetzt zur Weihnachtszeit Polizeibeamte die Werkstätten durchstöberten und überall die Lampen auspusteten, mo noch Abends spät zur Fertigstellung von Arbeiten für die Festtage gearbeitet wird? Mancher Handwerker freut sich, wenigstens zur Weihnachtszeit etwas mehr zu verdienen, zumal er im übrigen Jahr desto mehr feiern muß und weniger Normalarbeitstage hat, als ihm lieb ist.“ Welch ein Unsinn birgt sich in diesen wenigen Worten! Erst jagt man dem Leser Furcht ein, indem man die „Polizei“ die Lampen auspustet läßt, und dann wird darauf hingewiesen, daß Mancher schon mehr Normalarbeitstage im Jahre hat, als ihm lieb sind. — Der Schlaupot! Eben diese seine unsterblichen Feiertage werden durch übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeit noch vermehrt! Besitzt denn der Herr nicht einmal so viel Fogit, um begreifen zu können, daß die namentlich zu den Feiertagen weit über das augenblickliche Bedürfnis aufgeführten Waaren die Waaren sind, welche nachher ihre eigenen Erzeuger zu Boden strecken, resp. für lange Zeit in ihrer Thätigkeit lahm legen? Doch über derartige Sachen nachzudenken, hat der Reichsfreundschreiber wahrscheinlich keine Zeit, er findet sich Angesichts einer so tief in das wirtschaftliche Leben einschneidenden Frage einfach mit der Behauptung ab: „In guten Zeiten steigen die Löhne auch ohne Staatseingriff von selbst.“ Ja, das wissen wir auch, aber wir wollen nicht, daß gewisse Fabrikanten in Zeiten geschäftlichen Aufschwunges die Arbeitszeit übermäßig ausdehnen, damit die Arbeiter, um mit dem Reichsfreund zu reden, „weniger Normalarbeitstage haben, als ihnen lieb sind.“

Am Schluß des Artikels wird dann auf England hingewiesen, wo ohne staatliche Eingriffe in das Erwerbsleben sich Alles auf's Beste regelt. — Sonderbar, gerade jetzt macht eine Nachricht die Kunde durch die Presse, daß in dem Eldorado des Manchesterthums, in England, die Lage der Arbeiter eine verwerfliche ist und der Pauperismus sich dergehalt vergrößert, daß selbst den englischen Manchestermännern die Situation etwas unheimlich wird. 15-20 Prozent der arbeitenden Bevölkerung dieses Landes sind entweder arbeitslos oder Bettler. — Der Hinweis auf England ist also sehr schlecht gewählt, gerade die Zustände dieses industriell am weitesten entwickelten Staates zeigen deutlich, daß das Manchesterthum dankerott ist. Das Geschreibsel des „Reichsfreund“ ist also nur ein Beweis von der Unfähigkeit der Herrn Richter u. Genossen in national-ökonomischen Dingen; die Herren fühlen den Boden unter den Füßen wanken und glauben ihre Haltung durch derartige abgenutzte Phrasen wieder zu befestigen. Das wird und kann nicht gelingen. Die Folgen der ungerichteten Produktionsweise lassen sich nicht durch Phrasen beseitigen, und darum wird der „Reichsfreund“ mit solchen dem Zusammenbruch der Manchesterpartei nicht abwenden können.

Ueber die Verurtheilung jener Landwehrlente, welche sich geweigert hatten, in einem mit Bänden beschlagenen Viehwagen zu reiten, läßt sich die „Weser-Zeitung“ schreiben: Die Kaiserin hat durch ihre Anregung im Reichstage aufs neue Aufsehen erregt. Wohlgekannt aber: nicht daß sie verurtheilt sind, ist schmerzlich empfunden worden; vielmehr ist es im Gegenheil allgemeines Rechtsgefühl, daß die Unglücklichen sich haben hin-

reihen lassen, offen den Gehorjam zu verweigern, und daß sie dafür Strafe verdienen. Niemand hat gegen die Bestrafung protestirt. Aber, daß dieselbe auf sieben und acht Jahre Zuchthaus lautet, — das ist es, was die tiefgehende Bewegung hervorgerufen hat. Es hat auch Niemand gesagt, daß die Strafe nicht dem Gesetze entsprechend verhängt sei. Aber es ist ein weitverbreitetes Gefühl, daß das Urtheil eine tiefe Kluft zwischen dem bestehenden Militärstrafgesetzbuche und dem Gewissen der Nation verhält.

Die Durchsichtung der Kasernen scheint sich nicht nur auf Berlin erstreckt zu haben. Schon gestern wurde ein Gleiches aus Gnesen gemeldet und heute liegt aus Nürnberg folgende Nachricht vor: „Gestern fand dahier in sämtlichen Kasernen eine strenge Suche nach sozialdemokratischen Schriften statt. Die Leute mußten antreten und wurden dann ebenso wie ihre Behälter in der Kaserne durchsucht. Die Recherchen hatten sich auch auf die außerhalb der Kasernen wohnenden Soldaten (Hautboisten etc.) erstreckt. Wie verlautet, soll in Folge einer genereller Anweisung verfahren sein, so daß nicht nur die Nürnberger Garnison davon betroffen worden wäre.“

Wer ist Betriebsbeamter im Sinne des Gesetzes über die Krankenversicherung der Arbeiter? Nach § 1 des Gesetzes unterliegen Betriebsbeamte der Versicherungspflicht, wenn ihr Arbeitsverdienst ein Lohn oder Gehalt 675 Mark für den Arbeitstag nicht übersteigt. Wer aber als Betriebsbeamter zu betrachten ist, sagt das Gesetz nicht. Die Folge davon ist, daß in den beeheligen Kreisen große Unklarheit herrscht, und daß selbst die Behörden nach ganz verschiedenen Grundsätzen verfahren. Nach dem Sprachgebrauche und nach den auf Grund des Haftpflichtgesetzes, in welchem der Begriff „Betrieb“ vorkommt, gefällten Urtheilen des Reichsgerichts wird man als Betriebsbeamte nur solche Leute betrachten können, welche im direkten Fabrik- oder Handwerksbetriebe beschäftigt sind, also beispielsweise Werkmeister, Werkführer, Vorarbeiter, Fabrikarbeiter, Maschinenmeister, Ingenieure, Techniker u. dergl., auch Grubenarbeiter, Bauaufseher, Bauarbeiter u. s. w., nicht aber Personen, welche lediglich im Komtoir einer Fabrik, im technischen Bureau in der Expedition, als Reisende oder Ladengehilfen angestellt sind. In diesem Sinne lassen auch wohl die meisten Behörden den Begriff „Betriebsbeamte“ auf, einige aber, z. B. die Landdrostei von Hannover, sieht auch alle im Komtoir oder technischen Bureau einer Fabrik beschäftigten Personen als Betriebsbeamte an, und in Leipzig hat man sogar den Versuch gemacht, die Geschäftsfreisenden von Firmen, welche gleichzeitig Inhaber von Fabriken sind, als Betriebsbeamte im Sinne des Gesetzes zu behandeln. Wie mehrere Zuschriften, die uns aus unserem Leserkreise zugegangen sind, beweisen, ist auch hier das Publikum noch vielfach zweifelhaft über den Begriff „Betriebsbeamte“. So viel wir wissen, gehen die hiesigen Behörden von der Ansicht aus, daß Komtoiristen, Geschäftsfreisende, Ladengehilfen männlichen oder weiblichen Geschlechtes, Zeichner in technischen Bureaus etc. nicht als Betriebsbeamte im Sinne des Gesetzes zu betrachten sind. Leider wird eine authentische Auslegung des Begriffes, welche Sache des Gesetzgebers hätte sein müssen, wohl erst nach längerer Zeit vom Obergericht gegeben werden können.

Für ein Handbuch für Gefängnißaufseher erläßt der Ausschuß der Rheinisch-Westfälischen Gefängnißgesellschaft in Düsseldorf ein Preisauschreiben. Die drei tüchtigsten Entwürfe sollen mit Preisen von 600 und 400 Mk. honorirt werden. Die Veröffentlichung der Gutachten bzw. der Ertheilung der Preise wird in der nächstjährigen Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnißgesellschaft erfolgen.

Aus Ostrowo meldet die „Germania“ einen neuen Fall von Anwendung der Raigefüge. In Ostrowo ist der Kapuzinermönch P. Crescentius, welcher die dort stattfindende Mission leitete, durch Gendarmen verhaftet, jedoch nach Stellung einer Kaution durch den Wikar Fringen Radziwill wieder auf freien Fuß gesetzt worden. P. Crescentius wird wegen unbefugter Vornahme priesterlicher Funktionen unter Anklage gestellt werden. Ferner theilt die „Germania“ mit, daß der Regierungsräsident in Marienwerder an die mit der Seel- forge beschäftigten Bischöre die Aufforderung gerichtet habe, sich über den ihnen vom Bischof erteilten Auftrag auszuweisen. Zu diesem Zwecke wird von ihnen verlangt, daß sie das bischöfliche Schreiben, durch welches sie kommissarisch mit der Seelsorge beauftragt worden sind, an die betreffenden Landräthe einreichen. Das Blatt bemerkt dazu: „Eine gesetzliche Bestimmung, auf Grund deren der Regierungsräsident ein solches Verlangen stellt, giebt es nicht; die Bischöre haben also keine Verpflichtung, dieser Aufforderung Folge zu leisten.“

Zur braunschweigischen Erbschaftsfrage bringt die „Braunschw. Landeszeitung“ einen Leitartikel, welcher sich nicht ungünstig für das Erbrecht des Herzogs v. Cumberland ausspricht, aber mit Nachdruck verlangt, daß derselbe sich mit Preußen verständigt und vor Allem ohne jede Winkelzüge auf Hannover verzichte.

Oesterreich. Der Steuerausschuß des österreichischen Abgeordnetenhauses hat den Bericht des Subkomitees über die

Petition der Zuckerindustriellen angenommen, durch welche die Regierung aufgefordert wird, Vorlagen behufs Beseitigung der Zuckerkrise einzubringen und möglichst bald eine Ertragsteuer anzubringen, welche eventuell auch Aenderungen für die Zuckersteuergesetze vorzuschlagen hätte.

Belgien. In der gestrigen Sitzung der Kammer erklärte der Finanzminister, das laufende Etatsjahr schließe mit einem Defizit von 19 1/2 Millionen ab; die Regierung werde keinen Zoll auf ausländisches Getreide einführen und Ersparnisse beibringen. Der Minister beantragte ferner 300 000 Francs Zuschuß zu den Vignalsbahnbauten und erklärte, für die Wiener Ausstellung sei der Erfolg vollkommen gesichert. Die Kammer hat ferner die von dem Minister des Innern angebrachte Vorlage der entlassenen Lehrer begehrt 500 000 Francs einstimmig bewilligt und in geheimer Sitzung beschloß, den seit einigen Jahren veröffentlichten summarischen Situationsbericht abzuschaffen und die damit beauftragt gewesenem Statistiker mit 38 500 Francs zu entschädigen.

Frankreich. Die monarchistischen Parteien rühren sich wieder. Beim Herzog von Broglie fand eine Versammlung der royalistischen Kreise statt, um sich über die bevorstehenden Wahlen zu verständigen. Da die den Konföderationen günstigen Wahlergebnisse der letzten Zeit den Royalisten frischen Mut gegeben haben, so wurde beschlossen, aus der Zurückhaltung die man seit 6 Jahren beobachtet, herauszutreten, überall Ausschüsse zu bilden und mit allen Mitteln für die royalistischen Kandidaten einzutreten. Die Frage, ob man ein Bündniß mit den Bonapartisten eingehen solle, wurde lebhaft besprochen aber nicht gelöst. Dagegen beschloß man, in den Wahlbezirken wo der royalistische Kandidat keine Aussichten hat, für den radikalen Kandidaten zu stimmen. Prinz Viktor, der bekanntlich mit seinem Vater entweicht ist, tritt sehr thätig auf und hat einen politischen Salon eröffnet, wo er jeden Mittwoch seine Anhänger empfangen wird. Seine Hauptathgeber sind die Deputirten Paul de Cassagnac und Jolibois. Die Regierung ist aber über das Thun und Treiben dieses Prinzen immer genau unterrichtet. — Die Deputirtenlamme lehnte bei der Berathung des Budgets des Ministeriums des Innern ein Amendement auf Abschaffung der geheimen Posten mit 308 gegen 194 Stimmen ab. Die Berathung des Budgets wird morgen Vormittag fortgesetzt werden. — Mehrere Wahlen wollen wissen, im Laufe des Januar würden mehrere Panzerschiffe und 3 Torpedoboote dem Admiral Courbet zu Lande werden. Es sei auch die Rede von einer außerordentlichen Aushebung von Marine-Insubribiten.

Rußland. Der Minister des Innern hat der Polizei Befehle erteilt, alle in Odessa, Kiew und anderen großen Städten mit fremden Rassen ansehnlichen Juden auszuweisen, falls sie nicht besondere Erlaubnisse besitzen, die sie zum Wohnsitz daselbst berechtigen. Diese Verordnung hat unter den jüdischen Firmen viel Verärgerung verursacht, und viele derselben werden wahrscheinlich gezwungen sein, ihre Geschäfte zu liquidiren. — Vorige Woche überreichte Graf Tolstoj dem Reichstage einen Vorschlag, Familienhäuptern unter den russischen Bauern zu verbieten, ihre Ländereien unter die mütterlichen Mitglieder ihrer Familie zu vertheilen, weil diese keine Eigenthümer unerschlich das Stimmrecht und die Rechte erhalten, Mitglieder der Gemeinderäthe zu werden. Graf Tolstoj fürchtet die wachsende Opposition gegen die Regierung. Der Finanzminister Bunge und der Justizminister Rabochinski sind die Gegner von Graf Tolstoj's Politik, sprachen gegen den Vorschlag, und der Reichsrath verwarf denselben mit großer Stimmenmehrheit. — Zwei Studenten der Petersburger Universität wurden jüngst von der Polizei verhaftet, während dem zur Zeit in Petersburg anwesenden Kurator der Universität von Kiew auslauereten, um ihn durchzuspüren.

Großbritannien. Die englische Admiralität hat eine Befehlung des Aufstandes in Korea erhalten. Das britische Kriegsschiff „Seymour“ erhielt Befehl, in der Nachbarschaft des Schaumlages der Unruben zu bleiben. Auch das Kriegsschiff „Kingfish“ hält sich in der Nähe auf, um bei der Hand zu sein, im Falle sein Verstand erforderlich werden sollte.

Ägypten. Ein Telegramm aus Korti meldet, Oberst Stewart sei mit seinem Generalstab, der beizutretenen Infanterie und dem Korps der Kamelreiter eingetroffen. Der Weg von Dongola sei gut. Der Kommandant der Engländer gestatte den verschiedenen Stämmen, ihre Acker zu bebauen ohne die Aufständischen fürchten zu müssen. Lebensmittel seien reichlich vorhanden. Der Einfluß des Mahdi nehme ab. — Aus Korti wird ferner gemeldet, es sei dort ein Mann aus Kharitum angekommen, welcher 11 Tage zu seiner Gefangenschaft habe. Derselbe habe berichtet, daß General Gordon sich wohl befinde und den Aufständischen eine schwere Niederlage bereitet habe, indem er die Forts von Omdermann in die Luft sprengen ließ. (?)

Kommunales.

Außerordentliche Magistratsitzung am Dienstag. Im städtischen Krankenhanse zu Moabit ist die Durchschnittszahl der täglichen Kranken, welche selber etwa 350 betrug, be-

sonders angenehm, so ganz ungehindert seinen Gedanken nachhängen zu können.

Inzwischen hatte sich dem Tische, an welchem Amberg saß, noch eine Person genähert; es war ein langer, hagerer Mann, in langem, bis obenhin zugedöpnem schwarzen Rock; in der Hand hielt er einen niedrigen breitkrämpigen Hut.

Amberg war so in Gedanken versunken, daß er den neuen Ankömmling erst bemerkte, nachdem dieser ihn leise auf die Schulter klopfte mit den Worten:

„Guten Abend, lieber Freund Amberg, Sie hier?“ Der Angeredete schien keineswegs über den Besuch zu freuten zu sein, er machte ein recht verdrießliches Gesicht und erwiderte:

„Ich glaubte nicht, Herr Nicodemus Sanstleben, daß wir uns hier treffen würden.“

Der Ankömmling schien indes die Verdrießlichkeit Amberg's nicht zu bemerken, er setzte sich neben ihn und bestellte für sich ebenfalls eine Flasche Wein.

Wein löst die Zunge und im Wein liegt Wahrheit. Bald waren die beiden Herren in lebhafter Unterhaltung begriffen.

„Weißt Du, Freund Amberg, wann es war, als wir zum letzten Male zusammen tranken?“

„Ja, das war — ich weiß es — es war kurz vor Deinem Abgang nach Indien, Du gingst dorthin, um die Heiden zu bekehren.“

„Ganz recht, als ich Dir den Dienst geleistet hatte — dem jungen Rodenburg.“ — Weißt Du, als ich Dich verschwinden vom Schauplatz nötig wurde?“

„Wahr? Glaubte der junge Mensch, er habe Herr von Bredow ermordet, läuft deshalb davon, verschleift sich, glaubt die Fälscher schon auf seinen Fährten sieht Galgen und Rad und weiß Gott was Alles vor seinen Augen.“ — Oh, wenn er gewußt hätte, Herr von Bredow mit dem Mädchen, welchem der König dienste damals galt, durchgegangen ist und jetzt verurtheilt mit ihr jenseits des Ozeans lebt, dann würdest Du keine Aussichten auf die Erbschaft des alten Rodenburg haben.“

— Freund Amberg!“

alle Sorge tragen, daß diese gerichtliche Korrespondenz ihr nicht vor die Augen kommt. — Um Dich aber, wenn Deine Frau doch davon erfahren sollte, vor jedem falschen Verdacht sicher zu stellen, als ob Du Dir einmal eine kleine Freiheit mit Lisettchen erlaubt hättest, werde ich Dir beschleunigen, daß Du die Anerkennung der Vaterschaft nur aus Gefälligkeit gegen mich abgeben hast und keusch bist wie Joseph. So bist Du also auch vor häuslichen Unannehmlichkeiten für alle Fälle gesichert.“

„Das wäre das erste Mal, daß ich meiner Frau etwas verheimliche. — So weit das Geheimniß Dich betrifft, so werde ich es nicht ausplaudern; aber ich spiele ja selbst eine Rolle darin, das geht mich an; und was mich angeht, muß ich ihr doch mittheilen.“

„Du bist ein Sophist und verdrehst eine ganz klare Sache, Georg. Die Sache ist und bleibt immer nur mein Geheimniß, und von Deiner Ehrenhaftigkeit verlange ich, daß Du mir hiermit heilig versicherst, Deiner Frau nichts davon zu sagen; und nun, mein Junge, laß uns noch ein Glas Wein trinken, und gib mir mit Handschlag das Versprechen, daß Du thun wirst, was ich von Dir verlange.“

„D, Paul, ich thue Unrecht, ein großes Unrecht gegen meine Frau!“ antwortete Georg, mit Widerstreben sein Glas erhebend.

„Deiner Frau eine Geschliche zu verheimlichen, die sie ja in der Welt gar nichts angeht, das hältst Du für ein großes Verbrechen; aber Deinen Bruder aus Amt und Brot kommen zu lassen, ihm nicht zu helfen, wo Du ihm helfen könntest, das hältst Du für gar nichts.“

„Es ist freilich wahr, Dir muß geholfen werden, ich sehe es ein. Ich sehe auch ein, daß das von Dir ersonnene Mittel der einzige Ausweg ist, Dich vor Armuth und Schande zu bewahren.“

„So? Siehst Du das ein? — Nun dann weiß ich auch, daß Dein gutes Herz sich nicht sträuben wird, zu helfen.“

„Laß mir Bedenkzeit, Paul, bis morgen.“

„Bedenkzeit bis morgen, das ist nicht notwendig! Du könntest im Traume davon sprechen, und Rättschen

könnte ein Wort davon erlauschen. — Was bedarf es der Bedenkzeit? Bist Du nicht ein Mann, der sich dessen klar bewußt ist, was er thun will, und was er thun muß? Der seine Pflichten gegen seine Nächsten und noch dazu gegen seinen Bruder genau kennt? Was bedarf's der Bedenkzeit? — Deine Hand, Georg, Du läßt mich nicht zu Grunde gehen.“

Er reichte ihm seine Rechte hin. Georg blinnte ihn mit seinen treuen Augen bewegte ins Gesicht und legte dann langsam seine Hand in die seines Bruders.

„Ich will es thun!“ sagte er mit einem Seufzer, „es bleibt ja kein anderer Ausweg. Ich muß es thun, und wenn auch eine Stimme in meinem Innern mir unaufhörlich zuruft: Du darfst es nicht, Du thust Unrecht!“

„Du bist ein vernünftiger Junge, Georg, ich danke Dir,“ sagte Paul, bedeutend erleichtert ihm seine Hand schüttelnd. „Da ich Dein Versprechen habe, weiß ich, daß Du es auch hältst, denn es wäre wohl das erste Mal in Deinem Leben, daß Du ein gegebenes Wort nicht hieltest. Noch ein Glas zum Abschied, dann geh' zu Deinem Rättschen und schlummere sanft unter der Last eines Geheimnisses; aber thue mir den Gefallen und träume nicht so lebhaft, daß Du im Traume plauderst, und mache nicht ein solch' Armsänderungs-Gesicht, daß Rättschen Dir beim ersten Morgenkuss schon ansteht, daß etwas nicht richtig ist.“

Die Brüder trennten sich. Georg schlug den Weg nach seiner Wohnung ein, um eine große Sorge reicher. Paul bestieg erleichterten Herzens eine Droschke und ließ sich nach einem Bergungskolossal fahren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Amberg saß in einem der bekanntesten Lokale Berlins, vor ihm auf dem Tische stand eine schon halb geleerte Flasche Wein. Er hatte sich in dem äußersten Winkel des schönen Lokals plazirt, um die Vorgänge in demselben ungehindert beobachten zu können. Es war zwar nicht das erste Mal, daß er in diesen Räumen Erholung suchte, allein heute fühlte er hierzu ein ganz besonderes Bedürfnis. Er hatte viel, sehr viel nachzudenken und deshalb war es ihm be-

auf 4
sind
daß
für
ein
liche
rungen
der
tag
torium
eines
gistrat
migt.
Stadts
torium
Schädel
Strala
eine m
länge
artige
Diese
dann
das
oft n
kraft
der
daber
aufgg
inhaber
werden
samml
— Die
dem di
dori ei
stüd in
auf de
wegen
nicht e
aufge
Preis
nehmig
vorher
desbe
städti
Antere
sämml
der st
schliet
Vorjahr
Summe
enthalte

Di
war ein
leuten
Polizei
werden.
wohl e
während
gottesdie
Schaufen
teresse
Rückf
Publiku
Weihnac
sorgen
wahrneh

„D
gerade
junge
Geschic
welchen
hat, un
Das
Länge,
Ton be
so laut,
ernstlich
Am
winkte
Beide
nung v
Philipp
Freunde
suchen.
Am
laßt, ei
Residenz
zurück
er Geler
begeben
und obg
hatte, i
Besuch
Am
weit und
Rodenburg
nagme ge
Es
betrat
erschaut
sich, für
Bertha
mit einer
Amberg
sagte in

auf 480 gestiegen. Für die Behandlung dieser Kranken sind beim Krankenhaus fünf Assistenzärzte angestellt, so daß auf jeden Arzt jetzt 96 Patienten kommen. Da diese Zahl für einen Arzt zu groß ist, wenn eine gewissenhafte und ordentliche Behandlung der Kranken stattfinden soll, und da erfahrungsmäßig für die Wintermonate noch ein größeres Anwachsen der täglichen Krankenzahl zu erwarten steht, so hat das Kuratorium des städtischen Krankenhauses in Moabit die Anstellung eines sechsten Arztes beim Magistrat beantragt. Der Magistrat hat diese Anstellung vorläufig als Provisorium genehmigt. — Wie bekannt, wurden in Folge eines Antrages des Stadtdr. Bellermann vom städtischen Erleuchtungs-Kuratorium Versuche mit Doppel-Regenerator-Brennern, Patent-Schmelze, auf dem Grundstück der städtischen Gasanstalt am Stralauer Plage angestellt, und zwar brannte zu diesem Zwecke eine mit einem derartigen Brenner versehene Straßenlaterne längere Zeit hindurch die ganze Nacht. Auch wurde eine derartige Laterne vor dem Hause Friedrichstraße 39 aufgestellt. Diese Versuche sind indessen nicht günstig für den oben genannten Brenner ausgefallen. Bei beiden Laternen fiel, wie das Erleuchtungskuratorium dem Magistrat berichtet, die Flamme oft nach wenigen Stunden in sich zusammen, so daß die Leuchtkraft erheblich sank oder die Flamme erlosch, während Verbläuen der Laternen stattfand und die Zylinder sprangen. Es sind daher weitere Versuche mit schmelzenden Regeneratorbrennern aufgegeben worden, um so mehr, da auch die vom Patentinhaber in Aussicht gestellten Verbesserungen nicht ausgeführt worden sind. Der Magistrat wird der Stadterordneten-Versammlung von den angestellten Versuchen Mitteilung machen. — Die Berliner Schillingstraße ursprünglich, nachdem die Schillingstraße derselben nach Schönholz verlegt, auch dort ein neues Schillinghaus erbaut worden ist, ihr Grundstück in der Linienstraße zu parzellieren und zwei neue Straßen auf demselben anzulegen. Da indessen die Verhandlungen wegen der Lage dieser Straßen eine den Wünschen der Gasse nicht entsprechende Richtung nehmen, so hat sie dieses Projekt aufgegeben, und beabsichtigt jetzt das Grundstück für den Preis von 1,310,000 M. zu verkaufen und hat hierzu die Genehmigung des Magistrats nachgesucht. Dieser hat beschlossen, vorher noch die Vorlegung des Kaufanbietens zur Prüfung desselben zu verlangen. — Der Magistrat hat beschlossen, die städtische Kanalisation-Deputation anzuweisen, im sanitären Interesse eine Revision der Be- und Entwässerungsanlagen in sämtlichen hiesigen Schulen anstellen zu lassen. — Der Etat der städtischen Grundstücke für das neue Staatjahr 1885—86 schließt ab mit einer Einnahme von 370,625 M., gegen das Vorjahr mit einer Mindereinnahme von 47,877 M., in welcher Summe allein 36,000 M. Mindereinnahme für den Rathskeller enthalten sind. Die Ausgabe beläuft sich auf 101,145 M.

Das städtische Krankenhaus in Moabit verzeichnet in seinem sechsten erschienenen Verwaltungsbericht für das vergangene Jahr wiederum eine erhebliche Steigerung sowohl in der Zahl der Aufnahmen, wie auch in der Zahl der Verpflegungstage. Der tägliche Durchschnitts-Krankenbestand stellte sich auf 342 d. h. 35 mehr als im Vorjahre. Im Ganzen wurden 3240 Personen behandelt, 1979 Männer, 779 Frauen, 244 Knaben und 238 Mädchen. Die Mortalität betrug im Berichtsjahre 19,6 pCt. aller Behandelten, ist also eine durchaus günstige zu nennen. Trefflich bewährt hat sich die Isolirbarade, welche im Laufe des vergangenen Jahres auf dem Terrain des Krankenhauses erbaut worden ist. Dieselbe ist massiv aufgeführt und besteht aus 3 Zimmern, jedes für 4 Betten bestimmt. Aus den vergleichenden Zusammenstellungen, welche der Verwaltungsdirektor Herr Mele über die Verpflegungsverhältnisse im Vergleich zu anderen Krankenhäusern gegeben hat, geht hervor, daß innerhalb der regulativmäßigen Verpflegung in allen 4 Diätformen in der Anstalt mehr Sauerstoff-Substanz — und von dieser wieder mehr animalische, wie vegetabilische — und Fett verabreicht wird, als in den übrigen zur Vergleichung herangezogenen Krankenhäusern. Sämtliche Spezial-Einrichtungen dieses Krankenhauses haben sich gut bewährt und dienen bei Erbauung neuer Krankenhäuser oft als Muster.

Lokales.

Die geschäftliche Physiognomie der vorigen Sonntage war eine solche, daß anzunehmen ist, den meisten Geschäftsleuten seien die ihnen während der Weihnachtszeit seitens der Polizeibehörde gewährten Erleichterungen nicht bekannt geworden. Zahllose Schaufenster waren wie sonst verhängt, obwohl es sämtlichen Gewerbetreibenden jetzt gestattet ist, während des ganzen Sonntags, mit Ausnahme der Hauptgottesdienststunden, ihre Waaren an den Thürnen und in den Schaufenstern auszustellen. Es ist dies nicht allein im Interesse der Geschäftsleute gestattet worden, sondern auch mit Rücksicht darauf, daß ein großer Theil des laufenden Publikums, namentlich der arbeitenden Bevölkerung, seine Weihnachtseinkäufe überhaupt nur an den Sonntagen besorgen kann; man konnte daher viele enttäuschte Gesichter wahrnehmen, als diese auf ihren Wanderungen durch

die inneren Stadttheile die meisten Schaufenster verhängt fanden. Die Geschäfte selbst waren ja zumiß geöffnet, doch genügt dies nicht, da das launische Publikum, ehe es ihm unbekannte Läden betritt, sich vorher an den ausgelegten Sachen über das, was im Laden zu haben ist, orientiren will und, nebenbei gesagt als Wink für die Geschäftsleute, im Allgemeinen denjenigen Geschäften den Vorzug giebt, wo es sich gleichzeitig über die Preise vorher zu orientiren Gelegenheit hat. Eine möglichst ausgiebige und klare Preisangabe in den Schaufenstern ausgelegten Gegenständen dürfte sich daher für die Geschäftsleute stets vortheilhaft erweisen, dagegen kann nicht genug gewarnt werden vor denjenigen Geschäften, welche durch die Art der Preisangabe sich von vornherein selbst als schwindelhafte kennzeichnen. Wir meinen jene Schaufenster, wo es unentschieden gelassen wird, ob die angegebenen Zahlen Thaler oder Mark bedeuten, und wo den Zahlen noch kleine, mit blosem Auge kaum erkennbare Bruchtheile hinzugefügt sind. Dies sind auf Täuschung berechnete Anlockungsmittel, welche jedes reelle Geschäft selbstverständlich verschmäht.

Ein in unserem Klima überaus selten vorkommender Krankheitsfall wurde von dem Sanitätsrath Dr. Lehnerdt in der letzten Sitzung der „Medizinischen Gesellschaft“ vorgestellt. Es betrifft ein zwölfjähriges Mädchen Marie A., das im Jahre 1872 in Kallitta von deutschen Eltern — der aus Westfalen stammende Vater ist Missionar in Ostindien — als ältestes von sieben gesunden Geschwistern geboren wurde. Im Jahre 1877 zeigte sich auf der Brust des bis dahin völlig gesunden Kindes ein kleiner gelber Fleck, der sich allmählig vergrößerte, sich auf fast alle Körpertheile ausdehnte und zu jenen charakteristischen Knoten, Verdickungen und Verschwärungen der Haut führte, die unter dem Krankheitsbilde des „Ausages“ — Lepra — bekannt und gefürchtet sind. Die englischen Ärzte, welche von den besorgten Eltern in Ostindien zu Rathe gezogen wurden, erklärten das Leiden als „Ringworm“ (eine Art Hautflechte). Da eine Besserung nicht eintrat, schickten die Eltern das Kind zur Heilung in ihre westfälische Heimath, wo dasselbe indes auch ohne Erfolg behandelt wurde. Im Sommer d. J. wurde nun das Mädchen in das hiesige Elisabeth-Krankenhaus übergeführt, woselbst endlich unter Hinzuziehung hervorragender Dermatologen die Diagnose auf Lepra richtig gestellt wurde. Die kleine Patientin zeigte bei ihrer Vorstellung in der Medizinischen Gesellschaft ein sehr gedrücktes und scheues Wesen; das Gesichtchen war in Folge der Verdickungen und Auswülfungen der Haut verunstaltet und ähnliche Verunstaltungen zeigten sich auf der ganzen Haut des Körpers. Dieses Leiden beruht auf einer Vergiftung des Blutes durch einen eigenartigen Lepa-Bacillus, welcher von dem als Mikroskopiker bekannten Direktor des städtischen Krankenhauses Moabit, Dr. Guttmann, der Gesellschaft demonstrirt wurde. Bei uns wird diese Krankheit höchst selten, und dann nur aus dem Auslande importirt, beobachtet, kommt dagegen häufiger in Norwegen, an der Küste des Mittelmeers und in tropischen Ländern vor. Es ist bemerkenswerth, daß die Krankheit von den englischen Ärzten in Ostindien, welche sie doch häufiger zu sehen Gelegenheit haben, nicht erkannt wurde, und daß das Mädchen erst nach Berlin kommen mußte, um eine richtige Diagnose zu erfahren.

Von Alters her gilt der Freitag als der Unglückstag in der Woche. Die Statistik weist aber nach, daß es der Montag ist, diesen sollte man im Kalender schwarz anstreichen, denn die meisten Unglücksfälle ereignen sich an jenem genannten Wochentage. Die Hirsensala der in den Berliner Fabriken während des vorigen Jahres vorgekommenen Unglücksfälle lautet nämlich wie folgt: Montag 121, Dienstag 114, Mittwoch 118, Donnerstag 107, Freitag 103, Sonnabend 97. Also fast ein Viertel weniger Unglücksfälle, als am Montage, sind am Sonnabend zu verzeichnen gewesen. Der Sonntag selbst weist naturgemäß die geringste Unfallziffer, nämlich 27, auf.

N. Ein Tobsüchtiger versetzte in der vergangenen Nacht die Bewohner des Hauses Neue Friedrichstraße 94 in große Aufregung. Ein dort in der 1. Etage wohnender, 42jähriger Militärschule-Schule, der schon seit einiger Zeit Spuren von Geistesgestörtheit zur Schau trug, war in der vergangenen Nacht plötzlich ohne eine besondere Veranlassung in eine vollständige Raserei verfallen. In dem Wahne, ein Verbrechen verübt zu haben und nun von der Polizei verfolgt zu werden, zertrümmerte Sch. das Wohnungsinventar, während er die Thüren von Innen vernagelte. Nach einer gewaltigen Deffnung der Thüren fand man den Unglücklichen zusammengekauert an der Erde liegen in dem Glauben, daß man ihn hinrichten wolle, laut um Hilfe rufend. Der Aerzte mußte, nachdem seine Geistesgestörtheit ärztlicherseits festgestellt, auf Anordnung der Polizeibehörde nach der Königl. Neuen Charité geschafft werden. Wie wir nachträglich hören, hatte Sch. in der Schlacht bei Weikenburg eine Kugel in die rechte Brustseite erhalten und litt seit 1 1/2 Jahren an einem Lungenleiden.

N. Zu bewußtlosem Zustande wurde am gestrigen Tage ein unbekannter Mann in unserem Nachbarorte Rixdorf auf der Straße gefunden und, da er innerlich erkrankt schien, zu-

„Armes Kind! Nun sitzen Sie hier, und die hübschen Händchen arbeiten, während eigentlich Ihr Platz in Schloß Rodenburg sein sollte, und ihre Hände fern bleiben sollten von allen Beschäftigungen, welche einer jungen Dame, die einst die Erbin eines großen Vermögens sein wird, nicht anstehen.“

„Ich beklage mich nicht darüber,“ antwortete Lucie sanft und mit bewegter Stimme, „daß ich ein sorgvolles Leben und eine ungewisse Aussicht auf Reichthum habe vertauschen müssen mit einem Leben voll Arbeit und einer hoffnungsleeren Zukunft. — Aber das schmerzt mich, und das kann ich nie vergessen, daß ich von meinem Onkel verkannt wurde, und daß ich für unanständig gehalten wurde, was ich doch all meine Liebe und all meine Dankbarkeit ihm allein zuwandte.“

„Ja, das war eine fatale Geschichte, mein Kind!“ versetzte Amberg. „Sie wissen, ich und meine Nichte Emmy, wir haben Alles gethan, um ihrem Onkel zu beweisen, daß es am Ende nicht so schlimm sei, wie es den Anschein hatte; aber er, in dem Ungefühle seines Zornes, wollte nichts mehr von Ihnen wissen, seitdem er die unwiderleglichsten Beweise Ihrer Untreue in seiner Hand zu haben glaubte.“

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie der armen, verlassenen Waise zu Hilfe gekommen sind. Ich will suchen, es zu vergessen; ich habe jetzt nur den einen Wunsch, daß mein Onkel einst überzeugt werden möge, wie sehr er mir Unrecht gethan hat.“

„Mein liebes Kind,“ sagte Amberg, sich neben ihr niederlassend und ihre Hand ergreifend, „Sie müssen wieder in das Haus Ihres Onkels zurück. Ich werde nicht eher ruhen, als bis Alles wieder im alten Geleise ist. Er wird sich von Ihrer Unschuld überzeugen lassen, und es wird Alles wieder so werden, wie es war.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ach nein! Ein Vertrauen, das man einmal verloren hat, gewinnt man nicht so leicht wieder, ein Schatten des früheren Misstrauens würde immer zurückbleiben; ich aber würde so oft ich diesen Schatten bemerkte, den ganzen

nächst nach dem Amtsgebäude geschafft. Obwohl sofort ärztliche Hilfe zur Stelle war, so verstarb der Unbekannte doch bereits nach wenigen Stunden. Aus vorgefundenen Papieren wurde der Todte als ein Klempner Geißler aus Barnbrunn rekonnostrirt. Recherchen nach den Angehörigen des Verstorbenen sind eingeleitet.

Von der Lokomotive überfahren wurde vorgestern Nachmittags gegen 1 1/2 Uhr ein älterer, feingeleideter Herr auf dem Stadtbahnhofe Charlottenburg. Der erwähnte Herr war mit einem Billet von Westend gekommen und hatte in Charlottenburg umzusteigen. Bei diesem Anlasse — man weiß nicht, ob Kurzichtigkeit, Unachtsamkeit oder was sonst im Spiele war — wurde er von der Maschine eines nach der Stadt zu sich in Bewegung setzenden Zuges erfasst und darauf überfahren, daß das linke Bein über der Wade und der linke Arm vollständig zermalmt wurden. Außerdem erlitt der Unglückliche eine starke Erwindung am Kopf. Der Bewußtlose wurde in einem Tragekorbe, durch den das Blut heftig sickerte, nach dem Krankenhause transportirt und dürfte wohl seinen Leiden schon erliegen sein.

Gerichts-Zeitung.

Das Dynamit-Attentat bei der Enthüllungsfest der Niederwald-Denkmals vor dem Reichs-Gericht. Leipzig, 16. Dezember. Die Verhandlungen werden fortgesetzt mit der Vernehmung des Zeugen Palm, eines der früheren Genossen des Angeklagten. Palm erklärt auf Befragen, in welcher Weise er mit Reinsdorf bekannt geworden, daß sie hauptsächlich durch das gleiche Schicksal der Ausweisung aus Berlin zu einandergeführt worden seien. Zunächst sei ihm Reinsdorf durch sein eigenhändiges Weien aufgefallen; er habe ihn für den tollsten Anarchisten oder für einen Polizeispion gehalten. Ost habe Reinsdorf gesagt, man müsse nicht nur vom Dynamit sprechen, sondern es auch anwenden. Berathen an der anarchistischen Sache würden — so sagte Reinsdorf — von England und Amerika aus getödtet werden. Reinsdorf erhielt auch wiederholt Beiträge von 1—2 Pfd. Sterling aus England. Auf eindringliches Befragen giebt Palm auch zu, daß Reinsdorf im Sommer nach Wiesbaden gefahren sei und Dynamitpatronen mitgenommen habe, um sie im Kurstaale explodiren zu lassen. Reinsdorf habe nach seiner Zurückkunft geäußert, er habe das Attentat nur deswegen unterlassen, weil im Kurstaale zu viel Frauen und Kinder gewesen. Reinsdorf habe die mit seinem Ueberzieher verdeckten geweihten Patronen an einen Bekannten, einen Schweizer, in Wiesbaden gegeben. Der Ueberzieher blieb bei dem Schweizer, wurde von demselben versteckt und dann von Reinsdorf wieder eingelöst.

Präs.: Was wissen Sie von dem Attentat in Elberfeld? Palm: Ich war in der zweiten Versammlung vor dem Sedanfeste mit bei Holzhauser, wo dann die Rede davon war, daß die Arbeiter das Sedanfest Angeichts des Gendarmen der Zeit nicht mitfeiern dürften und daß deshalb eine Gegendemonstration in Szene zu setzen sei; von der Anwendung von Dynamit war aber erst später die Rede.

Präs.: Was ist am 2. Dezember bei Weidenmüller geschehen? Palm: Reinsdorf hatte mich dahin eingeladen und dort kam die Rede auf Dynamitanwendung. Reinsdorf lud uns ein, ihn in einen Busch zu begleiten, wo wir nach Dynamit suchten, aber nichts fanden. Weidenmüller hatte das Dynamit schon vorher bei Seite gebracht.

Präs.: Hat Reinsdorf gesagt, daß er das Kriegsdenkmal in Elberfeld in die Luft sprengen wolle? Palm: Ja, davon hat er gesprochen.

Präs.: Was sagen Sie dazu, und zu dem Umstande, daß Sie notorisch aus London von einem gewissen Knauer, der Seele des dortigen revolutionären und anarchistischen Clubs wiederholt Geld erhalten haben? Reinsdorf: Wenn Geld aus London an mich gekommen ist, so habe ich es nicht erhalten, sondern Palm hat es unterschlagen; ich erfahre erst jetzt etwas von solchen Sendungen.

Präs.: Zeugen Sie auch das Suchen im Busch nach Dynamit? Reinsdorf: Gewiß; alle diese Zeugen, Palm, Bachmann und die Anderen haben sich nach meiner Verhaftung in Hamburg ja sehr leicht gegen mich brechen können.

Präs.: Welche Ursache sollten dieselben denn zu einer solchen Konspiration gegen Sie haben? Reinsdorf: Bachmann ist erst durch Palm mit mir bekannt geworden, Palm besah auch nie Geld und hatte doch ein ganzes Haus gemietet.

Präs.: (zu Bachmann): Sie haben ja doch gearbeitet. Palm: Gewiß; das ganze Haus mit Garten kostete 64 Thlr. und ich vermiehte trotz meiner starken Familie noch davon ab. Allerdings habe ich im letzten Jahre viel zugelegt. Reinsdorf: Ich möchte noch die Frage an Palm richten, ob er Geld von der Polizei erhalten hat. Palm: Ich habe keine erhalten.

Präs.: Haben Sie auch das Geld auf die Postkarte, welche an Sie adressirt, aber für Reinsdorf bestimmt war, an

Schmerz empfinden, und dieser unaufhörlichen Folter mag ich mich nicht unterziehen.“

„Liegt Ihnen denn nichts daran, daß Sie mit Ihrem Onkel ausgehört sind?“

„O, gewiß! Ich möchte das sehr gern. Es würde mich unendlich glücklich machen, wenn ich ihn zu überzeugen wüßte, daß ich nicht undankbar und nicht treulos bin.“

„Nun, ich dünke, die Ausföhrung hätte auch noch andere Vortheile! Bedenken Sie, daß Sie und Ihre Brüder seine nächsten Erben sind.“

„Auf das Glück, wieder einmal den Wohlstand zu erlangen, in dem ich erzogen bin, wage ich nicht zu hoffen, Herr Amberg, und habe nie ein solches Glück gehofft.“

„Sie sind in der That ein bewundernswürdiges Mädchen! Ob wohl Ihre Brüder auch so denken wie Sie?“

Amberg that diese Frage scheinbar ganz harmlos, doch richtete sich sein Blick fest auf Lucie. Man sah, daß ihm an ihrer Antwort Mehr gelegen war, als er sich den Anschein gab.

„Mein Bruder Fritz,“ versetzte Lucie, „bleibt bei seinem Vorurtheil, daß Onkel Rodenburg nicht verdient, von seinen Bruderkindern geliebt zu werden, und ich kenne ihn — er hat einen halbstarrigen Charakter. Ich weiß, daß er bei diesem Entschlusse verharren wird, und ich bin überzeugt, wenn ihm Onkel Rodenburg ein Geldgeschehen anböte, er würde es zurückweisen, und wenn er mit allen Entbehrungen des Lebens zu kämpfen hätte.“

Diese Auskunft befriedigte Herrn Amberg sichtlich. „Und Ihr jüngerer Bruder,“ fuhr er fort, „denkt der eben so von ihm?“

„Von dem habe ich leider keine Nachricht.“

„Er war Seemann, nicht wahr?“

„Er ging mit einem englischen Schiffe nach Canada. Das Schiff ist von dort zurückgelehrt, mein Bruder aber nicht. Es heißt, daß er auf einem andern Schiffe Dienst genommen. Weshalb er keine Nachricht von sich gegeben, weiß ich nicht. Möglich ist es indessen, daß er meinen und meines Bruders Aufenthalt gar nicht kennt.“

(Fortsetzung folgt.)

letzteren abgegeben? Balm: Ich habe das Geld stets an Reinsdorf abgegeben.

Bertheidiger J. A. Jenner zu Balm: Woher wußten Sie denn, daß das Geld für Reinsdorf war? Balm: Er hatte es mir vorher gesagt. Der Angeklagte Bachmann deponiert, daß Balm bei allen Beratungen, wo von Dynamit die Rede war, zugegen gewesen sei; gerade Balm sei es gewesen, der ihn (Bachmann) heimlich mit Reinsdorf bekannt gemacht. Justizrat Jenner zu Balm: Ich möchte fragen, ob und wie lange Zeuge mit dem Polizeikommissar Gottschalk bekannt ist? Balm: Auf solche beleidigende Frage antworte ich nicht.

Präs.: Nun ich lege Ihnen die Frage vor, ob und seit wann Sie mit dem betr. Kommissar bekannt sind. Balm: Seit den Hausdurchsuchungen, die er bei mir gehalten hat. Auf fernere Fragen leugnet Balm, sich je früher oder später als Agent der Polizei habe gebrauchen zu lassen. Er belundet ferner, daß Reinsdorf sich wiederholt um Anschaffung von Dynamit bemüht habe. Reinsdorf leugnet dies. — Der Angeklagte Holzauer will bei den verschiedenen Zusammenkünften, denen er beigewohnt, nichts von Attentatsplänen, sondern nur von einer Gegendemonstration gegen die Sedanfeier gehört haben.

Der Präsident hielt ihm vor, daß er bei seiner früheren gerichtlichen Vernehmung auch Pläne des Wessens von Dynamitpatronen belundet. Holzauer erklärt dies jetzt für einen Irrtum. — Zeuge Schumann, Weißschneider aus Mey hat den Angeklagten Bachmann, welcher sich geflüchtet hatte, an der luxemburgischen Grenze von belgischen Gendarmen in Empfang genommen und demselben unterwegs zugeredet, ein Gefäß abzugeben. Bachmann gestand denn auch, er wäre durch Reinsdorf's Versprechungen verleitet worden, durch die Explosion im Willemsen'schen Lokal eine Gegendemonstration gegen das Sedanfest zu bewirken. Reinsdorf habe ihm Geld versprochen, aber keins gegeben. Reinsdorf: Haben denn die Polizeibeamten Auftrag, die Gefangenen zu inquirieren?

Präs.: Die Frage gehört nicht zur Sache. — Schutzmannsmeister Krücker hat den Bachmann gemeinschaftlich mit Weißschneider transportiert; er deponiert: Wir wollten den Bachmann durchaus zu einem Gefäß mitführen, er war aber ansfangs sehr verstockt, endlich sagte er, daß er sich durch große Geldversprechungen habe zu der verruchten That verleiten lassen; er zeigte dann auch große Reue. Auf näheres Befragen des Präsidenten giebt Zeuge zu, daß von keiner bestimmten größeren, dem Bachmann versprochenen Summe die Rede gewesen sei, sondern daß er (Zeuge) sich die zu Summe, da sie ja zu einer Reise ins Ausland langen sollte, als eine große gedacht. Reinsdorf: Also hat Zeuge doch mehr gesagt, als er gewußt.

Präs.: Dazu sind eben die Vernehmungen, um jedes Mißverständnis aufzuklären. Der Präsident verliest hierauf einen Brief Bachmann's an seinen Vater aus dem Gefängnis, in welchem Schreiben er tiefe Reue ausspricht und sich als unglücklichen Verführten darstellt. — Zeuge Stuhlmann, Klempner in Elberfeld, wird darüber vernommen, ob jemand Blechbüchsen bestimmter Art bei ihm bestellt habe. Er belundet, daß ein Mann, der es sehr eilig hatte, im Sommer v. J. Büchsen haben wollte, deren äußere etwa 7 Zoll im Quadrat haben sollte und in welche 5 andere hineingingen. Diese Blechbüchsen wurden aber nicht rechtzeitig von mir abgeholt und dann von mir zu anderen Sachen umgearbeitet. Bald darauf fragte mich der Polizeikommissar Gottschalk, ob nicht Blechbüchsen bei mir bestellt seien, fragte mich auch, ob der Besteller nicht dieselbe Person sei, deren Photographie er bei sich habe. Thatsächlich stimmte dies auch.

Präs.: (Auf Reinsdorf zeigend) zum Zeugen: Ist es derselbe Mann, der damals bei Ihnen gewesen, die Blechbüchsen bestellt, aber nicht abgeholt hat? Zeuge: Ja wohl, es ist derselbe Mann. Reinsdorf: Wie kommt es, daß der Mann mich nicht beim Untersuchungsrichter, sondern erst jetzt erkannt hat? Zeuge: Ich habe mir lange alle Nebenstände vergeewißert und erkenne den Mann sofort an dem wilden herumsehenden Blick wieder. Reinsdorf: Ich bin nie bei dem Manne gewesen und möchte fragen, ob die Polizei nicht auf ihn eingewirkt. Zeuge: Gott bewahre, ich täusche mich nicht über die Identität des Mannes. Zeuge Otto Wolf, Weber in Elberfeld, hat den Bachmann, während sich derselbe nach seiner Flucht in Belgien ausbleibt, einen Brief erhalten, auf Grund dessen die Auslieferung Bachmann's ermöglicht wurde. Dieser Brief wurde bei Gelegenheit einer Hausdurchsuchung bei Wolf gefunden. Auf Befragen giebt Zeuge zu, daß Bachmann ihm einmal gesagt, die Sozialdemokratie könne ihn nicht mehr sympathisch berühren, sie gehe nicht radikal genug vor. Weiteres weiß Zeuge nicht zu belunden. Zeuge Sammetweber Dahmer in Elberfeld weiß auch verschiedene anarchistische Aeusserungen Bachmann's zu belunden, z. B., es wäre am Besten, alle Fürsten zu beseitigen und die Fabriken mit Dynamit in die Luft zu sprengen, dann würde es durch eine Arbeiterrevolution besser werden. Bachmann stellt den Zeugen als notorischen Brandweintinker dar, von dem er sich stets zurückgezogen habe, und mit dem er nie etwas zu thun gehabt.

Präsident: Es sind bei Ihnen drei Nummern der „Freiheit“ und des „Radikal“, sowie eine Broschüre „Die Religionsfeinde und die Gottespest“ vorgefunden worden. Bachmann giebt zu, diese Schriften besitzen zu haben. Dr. Sinteris, Chemiker in Elberfeld, ist als Sachverständiger vorgelesen. Derselbe belundet, daß bei der Explosion in Elberfeld thatsächlich Blei verstreut worden sei, als ob Bleiplatten oder gehacktes Blei in der Dynamitbüchse enthalten gewesen sei. Ein Bleifeld war mit großer Gewalt sogar tief in eine Wand hinein gefahren. Die Explosion würde bei Weitem schwerer gewirkt haben, wenn damals die Thüren des Lokals nicht offen gestanden hätten. Zeuge Major und Kommandeur Wagenstecker vom Rheinischen Pionierbataillon zu Coblenz als Sachverständiger giebt über die Entzündungsfähigkeit von Dynamit und Nitroalgern nähere Auskunft. Knallquecksilber sei das sicherste Mittel, Dynamit zur Explosion zu bringen. (Hierauf tritt eine Pause ein.)

Der Angeklagte Rupsch wird jetzt aufgerufen. Derselbe befragt, ob er sich schuldig fühle, ein Attentat gegen den deutschen Kaiser geplant zu haben, belundet sich für nichtschuldig; er habe das Dynamit, welches er in Rüdelsheim habe zur Explosion bringen sollen, in den Rhein werfen wollen. Angeklagter erklärt, weder Sozialist, noch Anarchist zu sein, und von deren Prinzipien bis jetzt nichts gekostet zu haben. Zuerst wurde er mit Holzauer bekannt, bei dem ihm allerdings sozialistische Schriften in die Hand gegeben wurden. Dort wurden auch öfters Vossalle's Schriften vorgelesen. Anfang September v. J. kam ich auch zu Holzauer, da wurde dem Reinsdorf von einer Anzahl Anderer, worunter auch Rheinbach und Sorbagen Geld gegeben; er nahm dann ein Rädchen mit und entfernte sich. In der Zeit vom 13. September an hielt ich mich bei Holzauer auf und wurde zu verschiedenen Anträgen verurteilt. Kurz vor dem 28. September wurde mir gesagt, ich solle nach Rüdelsheim fahren und „etwas machen“. Reinsdorf instruirte mich; ich sollte von Rüdelsheim Dynamit mitnehmen und auch eine Flasche mit Dynamit in den Fahrweg eingraben, die Zündschnur aber von dort nach dem benachbarten Fußweg legen.

Präs.: Sagte Ihnen denn Reinsdorf, daß es sich darum handle, den deutschen Kaiser zu tödten? Angekl. Rupsch: Allerdings war ausdrücklich davon die Rede. Nach Verurteilung des Attentats sollte ich Geld von den Parteigenossen erhalten, um zu flüchten; unter keinen Umständen sollte ich ein Gefäß mitführen. Bei diesen Zusammenkünften waren Rüdelsheim und Balm immer zusammen. Zur Reise nach Rüdelsheim brachte Rheinbach 3 R. 50 Pf., Sorbagen 8 R., ein Anderer 2 R. 50 Pf. Schließlich wurde noch mein eigener Koffer bei einem Expeditur verpackt. Alles in Allem hatte ich 30—32 R.

Geld. Ich glaubte, daß ich damit allein reisen nicht aber, daß Rüdelsheim noch mitreisen sollte. Holzauer brachte mir eine Krulle voll Dynamit, worauf ich vorher noch zu Reinsdorf gehen mußte. Dieser sagte mir, Rüdelsheim werde mitmachen. Dadurch war allerdings mein Plan, das Dynamit bei Seite zu schaffen, gestört. Wir sind dann zusammen nach Rüdelsheim gereist. Auf dem Wege zum Denkmal lehrten wir in einer Weinwirtschaft ein. Rüdelsheim entdeckte in der Nähe des Denkmals eine massive Mauer, und schlug mir vor, das Dynamit dort hinzulegen, wo ich es während der Rede des Kaisers zur Explosion bringen sollte. Ich ging aber nicht darauf ein. Nun entdeckte Rüdelsheim die Drainage, wofür das Attentat vollführt werden sollte; ich ging darauf ein, hoffend, es noch im letzten Moment verhindern zu können. Die Leitungsschnur habe ich mit Laub, Gras und Erde verdeckt. Am andern Morgen, nachdem wir in Rüdelsheim übernachtet hatten, gingen wir wieder den Berg hinauf, nach dem Festplatz zu. Es wurde nun zwischen uns verabredet, daß ich die Explosion bewirken sollte, wenn der Kaiser, bei dem wahrscheinlich auch der Kronprinz sein würde, sich mit dem Wagen der Explosionsstelle bis auf etwa 50 Schritte genähert. Endlich kam der Kaiser angefahren; ich brannte meinen Schwamm an. Der Kaiser, den ich grüßte, fuhr bei mir vorbei, aber ich ließ die Explosion nicht stattfinden. Rüdelsheim trat nun auf mich zu und machte mir Vorwürfe, worauf ich ihm sagte, daß ich die Leitung angezündet, daß diese aber nicht gebrannt habe. Dies sagte ich aus Angst vor Rüdelsheim und Reinsdorf's Rache. Rüdelsheim gebot mir nun, bei der Rückfahrt des Kaisers das Attentat zu vollführen. Bei dem letzten Hoch auf den Kaiser sollte ich die Vorbereitungen treffen. Als nun der Kaiser zurückfuhr, brannte ich allerdings die Zündschnur an, schnitt sie aber gleich darauf unterhalb durch und legte die beiden Enden weit auseinander, damit kein Unglück geschehen konnte. Ich traf dann an einer verabredeten Stelle Rüdelsheim, der leichnamlich vor Wuth war, daß das Attentat nicht stattgefunden. Ich beruhigte ihn und führte ihn an die Stelle, wo die Zündschnur lag, deren eines Ende abgebrannt war. Ich nahm das andere Ende unbemerkt in die Hand und vermochte ihn zu überreden, daß die Fruchtlosigkeit an dem Nichtweiterbrennen der Schnur Schuld gehabt. Nun wollte Rüdelsheim, wir sollten mit dem Dynamit nach Wiesbaden, um dort im Schloffe ein Attentat auf den Kaiser auszuführen. Ich redete ihm dies wegen zu großer Gefährlichkeit aus, worauf er darauf bestand, wir sollten mit den zwei Quantitäten Dynamit, die wir hatten, zu gleicher Zeit im Innern der Festhalle zu Rüdelsheim eine Explosion herbeiführen. Ich wollte nicht, worauf er mich wieder zu überreden suchte, die Festhalle von außen in die Luft zu sprengen. Da mir Rüdelsheim unter allerlei listigen Vorwänden inzwischen all' mein Geld abgelockt hatte, so daß ich ihm unbedingt folgen mußte, so gab ich meine Einwilligung und verurteilte die Krulle mit Dynamit in einiger Entfernung von der Festhalle anzuzünden, und es erfolgte auch eine Explosion, die wohl aber wegen der zu großen Entfernung des Dynamits von der Festhalle keinen Schaden thun konnte. Ich traf nun Rüdelsheim, sagte ihm, um ihn zu beschwichtigen, daß die Explosion böse Wirkungen gethan, und reiste nun mit ihm nach Koblenz, wo wir übernachteten. In Koblenz war unser Geld alle, worauf Rüdelsheim seine Uhr versetzte. Wir fuhrten nun bis Köln und gingen von da bis Rüdelsheim am Rhein zu Fuß. Hier trafen wir Holzauer, der mich warnte, jemandem etwas zu verrathen. Reinsdorf machte ich alsdann auch Mitteilung. Etwa eine Woche später fand ein Vortrag des Hofpredigers Stöcker in Darmen im Vereinssaale statt, dort sollte ich wieder eine Krulle Dynamit zur Explosion bringen. Holzauer aber war selbst dagegen. Im Garten bei Holzauer entdeckte ich aber nach einigem Nachsuchen auch noch eine große Einmacheflasche ganz gefüllt mit Dynamit. Ich reiste nun ab und traf in Elberfeld Reinsdorf, der mir nach Hannover, wohin ich wollte, nachreisen und dann mit mir zusammen reisen wollte. Seitdem habe ich weder mit Reinsdorf, noch den anderen etwas zu thun gehabt.

Präs.: Hat Ihnen Rüdelsheim ausdrücklich gesagt, Sie seien erkornt, den Kaiser, den Kronprinzen und viele Generale zu tödten? — Rupsch: Es ist nicht gerade gesagt worden, „zu tödten“, sondern das Dynamit in ihrer Nähe zu entzünden; Reinsdorf hat mir das wiederholt; im Falle ich gefaßt würde, sollte ich sagen, das Dynamit sei mir von fremder Hand mit der Post geschickt worden. — Rupsch belundet ferner ausdrücklich, daß in der Gesellschaft wiederholt die Rede davon gewesen sei, bei Gelegenheit des Niederrheinfestes, „wo die ganze Gesellschaft zusammen sei“, ein Attentat vorzunehmen. Das Dynamit stammte, wie die Aufschriften ergaben, aus der Dynamitfabrik Opladen. Als Rupsch Reinsdorf das Mißgeschick des Attentats wegen Fruchtlosigkeit der Zündschnur gemeldet, sagte jener: „Bah, das konnte wir auch poßieren!“ Reinsdorf äußerte auch am 9. September, als von Attentaten die Rede war: „Wenn man so etwas machen will, muß man unverheiratete Leute dazu nehmen, dann brauche man nicht für ihre Frauen und Kinder zu sorgen.“

Präs.: Warum haben Sie die Uebernahme der Explosion nicht einfach abgelehnt? — Rupsch: Die Explosion wäre auch ohne mich erfolgt, Rüdelsheim sagte mir ausdrücklich, er würde sie unter Umständen allein bewirken.

Präs.: Sie standen früher mitten in der Sozialdemokratie und vertheidigten sich später gegen die Anschuldigung des Diebstahls mit dem Satz: „Eigenthum ist Diebstahl.“ — Zeuge ich weigt. Präs.: Sie waren Abonnent der „Freiheit“, die alle diese Gräueltaten predigt, Sie erboten sich sogar, wie anderweitig festgesetzt ist zur Ausführung von Attentaten und Sie haben auch die Explosion an der Festhalle zu Rüdelsheim keineswegs in so weiter Entfernung bewirkt, daß schädliche Wirkungen ausgeschlossen blieben, vielmehr war die Verwüstung in Folge der Explosion eine sehr große. Sie haben auch den Umgang mit Reinsdorf nicht ausgegeben und auch — was doch nahe lag — von dem Plan der Attentate keine Anzeige gemacht. Es erweckt nun den Argwohn, daß Sie nach dem Mißlingen der Attentate, bei denen Sie so sehr theilhaftig gewesen, nunmehr Ihre Gefährten so viel wie möglich verächtigen und alle Schuld auf sie abwerfen wollen. — Rupsch bleibt dabei, daß er die Attentate habe verhindern wollen. Anzeige habe er nicht gemacht, um nicht so viele Frauen und Kinder unglücklich zu machen.

Auf den Wunsch des Ober-Rechtsanwalts v. Seidendorf muß Rupsch mit einem ihm gegebenen Federmeßer — er hatte gleichfalls damals sich eines Federmeßers bedient — eine ihm vorgelegte Zündschnur gleicher Qualität wie die damals gelegte zu durchschneiden suchen. Es gelingt ihm dies mit Leichtigkeit.

Präs.: Wann ist Ihnen denn der bestimmte Gedanke gekommen, das Attentat zu vereiteln? — Rupsch: Gleich auf der Hinreise kam mir der Gedanke, daß ich das erhaltene Reuegeld benutzen könnte, um fort zu machen. Dem Kaiser und Kronprinzen wollte ich nichts anhaben, und habe auch deswegen die Schnur zerschnitten.

Präs.: Bei Ihrem ersten Verhör gaben Sie an, daß Sie Ihre Hoffnung lediglich darauf gesetzt hatten, die Rache werde eine Explosion verhindern. Rupsch geräth auf eindringliches Befragen des Präsidenten über die einzelnen Umstände, welche in dieser Episode in Betracht kommen, in mehrfache Widersprüche mit seinen früheren Angaben.

Reinsdorf: Ich habe bis zum 24. September nie mit Rupsch über politische Dinge gesprochen. — Rupsch: Ich weiß garnicht, was politische Dinge sind.

Präs.: Worüber haben Sie sich denn mit Reinsdorf unterhalten, wenn Sie ihn besuchten, was ja auch mehrfach im Hospital geschah, wo sich Reinsdorf eines kranken Fußes wegen befand? — Rupsch: Wir unterhielten uns hauptsächlich über die „Freiheit“, die ich Reinsdorf stets brachte.

Präs.: Sie sagten vorher aber doch, Reinsdorf habe Sie wiederholt inbetrreff des Attentats instruiert. — Rupsch: Ja, das that er am 24.; er lag dabei noch im Bette.

Präs.: War die Höhlung in der Drainage trocken? — Rupsch: Ja wohl.

Bertheidiger Justizrat Jenner macht darauf aufmerksam, daß es am 27. September mehrfach geredet wurde. — Rupsch will ferner den Antrag auch ohne ernstliche Attentatsabsicht nur aus dem Grunde angenommen haben, um billig eine Vergnügungsfahrt nach dem Festplatz zu machen. — Der Bertheidiger Rechtsanwalt Thomjen hält dies Motiv für ganz unglaubwürdig.

Der nun vom Präsidenten aufgerufene Rüdelsheim erklärt sich als unschuldig an dem geplanten und theilweise ausgeführten Attentat. Angeklagter verwahrt sich überhaupt gegen die ihm in der Anklage zuthelgenordene Charakteristik, als ob er ein für die menschliche Gesellschaft gefährliches Subjekt sei. Daß Reinsdorf und die Anderen Anarchisten gewesen, habe er nicht gekostet; er habe sie für Sozialisten gehalten. Einige Zusammenkünfte bilden noch keinen regen Verkehr. Reinsdorf habe ich unter dem Namen Penzenbach kennen gelernt und beherbergt und daraus kann man mir kein Verbrechen machen. Die verbotenen Schriften, die man bei mir fand, waren zu der Zeit, wo ich sie lasse, noch nicht verboten. In die „Freiheit“ habe er allerdings einen Artikel bringen wollen, aber nur um die Partei auf die Noth unserer armen darbenenden Familien aufmerksam zu machen. Meine Familie hat aber noch von niemand, auch nicht von der Armenbehörde Unterstützung bekommen. Rüdelsheim bleibt dabei, weder in theoretischer noch praktischer Beziehung mit Reinsdorf übereinstimmend zu haben. Er habe deshalb auch keinerlei Directiv von ihm angenommen. Er schäme sich zuletzt so verächtlich, daß ich beschloß, ihn auszuforschen. Etwa 8 Tage vor dem Niederrheinfeste gefand er mir denn auch, er wolle an jenem Tage etwas ins Werk setzen und selbst hinreisen. Später sagte mir Reinsdorf, er wolle Rupsch zu dem bewußten Zwecke delegieren. Rupsch war auch sehr gern damit einverstanden und theilte mir dies leuchtenden Gesichtes mit. Weil ich nun das Attentat auf irgend eine Weise hinfertreiben wollte, entschloß ich mich auch zum Mitgehen, Rupsch war sehr eifrig und sagte, die Sache muß gehen, und wenn ich, um Geld zu schaffen, meinen Koffer versetzen soll. Auch hatte er sich mit einem Revolver versehen. Als mich Rupsch abholte, that ich, als ob ich nicht mitgehen wollte, worauf er sagte, wenn ich mich fürchte, so wolle er allein gehen. Ich gab ihm auf sein Verlangen die Dynamitflasche und sann unterwegs nach, wie ich das Attentat verhindern könnte. Es paßte mir nun gerade das Unterbringen des Dynamits in der Drainage, denn ich konnte ohne Vorwissen des Rupsch zu letzterem gelangen und die Zündschnur aus dem Dynamit ziehen. Ueberhaupt habe ich mich gar nicht an dem Attentat betheiligt und nur die Zündschnur gehalten. Nachdem wir am 27. September die Belegenshit erludet, gingen wir am 28. September wieder auf den Berg. Hier dreizündete sich Rupsch die Stelle, wo die Zündschnur lag. Derselbe war aber meiner Ansicht nach durch den Regen ganz durchweicht und wirkungslos. Rupsch sagte mir denn auch bald, die Sache sei nicht los gegangen und wollte Schwamm von mir haben. Ich hatte aber den Schwamm weggenommen, doch fand er noch ein Stückchen und brannte damit die Zündschnur wieder an, ich habe dann den Rupsch verlassen; spät er holte mich Rupsch wieder ein und theilte mir mit, daß die Zündschnur gebrannt habe; ich sah noch, daß dies der Fall bis zu der Stelle gewesen war, wo die Schnur offen lag, also naß war. Rupsch hat die Schnur nicht durchschritten, denn das einzige Messer, welches wir besaßen, war in meiner Tasche. Die fanereren Auslassungen des Rüdelsheim gehen dahin, daß er nur als lebendiges Hinderniß mitgegangen und daß alle Initiative von Rupsch ausgegangen sei. Des Letzteren entgegenstehende Angaben seien unwahr; auch habe derselbe lediglich allein das Attentat an der Festhalle vorgefalscht und ausgeführt. (Die Sitzung wird um 5 Uhr bis Mittwochs vertagt.)

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

1. Die von der hiesigen Kaiser-Kommission angeordnete Denkschrift, welche demnächst dem Minister für öffentliche Arbeiten unterbreitet werden wird, enthält u. a. folgende, mit eingehendster Motivierung verriebene Reformvorschläge zur anderweitigen Regelung des staatlichen Submissionswesens:

1. Vor Ausschreibung der Submission läßt die Baubehörde von ihren technischen Beamten einen detaillirten Kostenschlag anfertigen, welcher sowohl insgesammt, als für jedes Einzelstück resp. jede Einheit die dazu zu verwendenden Rohmaterialien, wie die zu zahlenden Arbeitslöhne in der genauesten und vortheilhaftesten Weise angiebt. Der Kostenschlag bleibt dem Geheimnisse der Baubehörde resp. deren Vorgesetzten.

2. Die sämtlichen Arbeiten eines Hochbaues sind nach Handweisen und so weiter geordnet, einzeln in Submission zu bringen. Bei größeren Hochbauten sind, wenn sich dem technische Schwierigkeiten nicht entgegenstellen, die Arbeiten eines Handwerkes in mehreren Loosen zur Submission zu stellen.

3. Jeder solente und technisch dazu qualifizierte Unternehmer, welcher das Gewerbe selbstständig betreibt resp. Inhaber eines Betriebes resp. einer Werkstatt ist, muß zur Submission zugelassen werden.

4. Die eingereichte Submissionsofferte muß enthalten die Gesamtforderung 1. für Rohmaterialien, 2. für Arbeitslöhne, 3. für sonstige Anwendungen (Werkzeuge u. s. f.), ferner die Einzelsforderung für jedes Stück resp. für jede Einheit; die Forderung für die zu zahlenden Arbeitslöhne, sowie den Marktpreis und das Quantum des zu der Einheit zu verwendenden Rohmaterials, wo Stücklohn nicht angegeben wird, ist der Minimallohn, den der Unternehmer zahlt, anzugeben.

5. An staatlichen Bauten, sowie da, wo Theile davon fertig werden, darf an Sonntagen nicht gearbeitet werden; ebensowenig darf die ortsbühliche Arbeitszeit überschritten werden, es sei denn, daß dies durch elementare Ereignisse nöthig wird.

6. Die Uebernahme der gesamten Arbeiten in Generalunternehmung ist unzulässig. Kein Unternehmer kann andere Arbeiten übernehmen, als solche, welche derselbe in eigenen Werkstätten in eigenen Werkstätten ausführen läßt. Submissionsarbeiten dürfen nicht an einen anderen Unternehmer übertragen werden.

7. Den Zuschlag erhält derjenige Submittent, dessen Offerte (al. 4) dem Kostenschlage der Baubehörde (al. 1) am nächsten ist, wenn in den Einzelpositionen am nächsten nachgehobte sind ausgeschloffen.

8. Nach Möglichkeit sollen die Handwerker und Unternehmer des Bauwesens zuerst berücksichtigt werden.

9. Die bauleitende Behörde prüft nicht allein auf den Bauplan, sondern auch auf den Arbeitsplan, die zu verwendenden Rohmaterialien durch sachverständige Bauingenieure; ferner fordert die bauleitende Behörde von den Rohmaterial-Unternehmern den Nachweis ein, daß die in dem Kostenschlage angegebenen Arbeitslöhne an die Gehilfen, Gesellen und Arbeiter auch gezahlt werden.

10. Alle staatlichen Submissionen werden in General- und Einzel-Submissionen unterteilt; sämtliche Angelegenheiten werden nach dem Submissionskriterium öffentlich bekanntgegeben. Derselbe ist zum Kostenpreis an den Auftraggeber abzugeben.

Arbeitslöhne in Bayern.

Unter dieser Ueberschrift brachte ein Augsburger Blatt vor Kurzem einen Artikel. Daraus erhielt dasselbe, wie das „Nacht auf Arbeit“ berichtet, als ergänzenden Beitrag ein Augsburger Arbeiter-Haushaltsbudget.

Die Familie besteht aus Mann, Frau und 3 Kindern, welche in Nachfolgendem ihr kummerliches Dasein fristen.

Table with 2 columns: Item description and Amount. Includes entries for breakfast, dinner, weekly food costs, and annual expenses.

Holz kann man keines kaufen, das muß die Frau beschaffen, sowie auch etwas Nebenbedient.

Der Mann verdient pro Tag bei angestrengter 12stündiger Arbeit 1 M. 90 Pf., macht in 300 Arbeitstagen (die Feiertage werden nicht bezahlt) 570 M.

Die Frau geht an das Waschen und Bügeln und verdient pro Monat durchschnittlich 5 M., also jährlich 60 M.

Einnahmen: 630 M. Ausgaben: 727 M. Defizit: 97 M.

Dieses Defizit muß noch an den einzelnen Theilen des Haushaltsbudgets abgepart werden.

Zerst ist noch kein Ausnahmefall vorzusehen, wie Krankheit, Sterbefall u. Wer da nicht stücklich wie moralisch zu Grunde gehen will, dem ist gewiß kein beneidenswerthes Loos beschieden.

Wie steht es nun mit den Profiten der Unternehmer? Es liegt ein Bericht über die Generalversammlung der Maschinenfabrik Augsburg vor. Darin heißt es:

Die Generalversammlung war von 15 Aktionären mit einem Aktienkapital von 227 000 fl. und 28 Stimmen vertreten. Der von der Direktion zum Vortrag gebrachte Rechenschaftsbericht für das Jahr 1883/84 weist bis jetzt noch nicht das gewohnte glänzende Resultate dieses Establishments auf. Das Jahr hat gegen das Vorjahr einen Mehrgewinn von 163 000 Mark zu verzeichnen. Der diesjährige Gewinn beträgt 425 000 Mark, also einen Prozentsatz von 4 1/2 des Aktienkapitals entfallend. Die von dem Aufsichtsrath zur Verteilung vorgeschlagene Dividende von ca. 14 1/2 Prozent (250 Mark) wurde von der beschlußfähigen Generalversammlung einstimmig angenommen und der Rest der Reserve zugesprochen.

Die Augsburgsberger Gasbeleuchtungs-Gesellschaft hat die Dividende für 1883/84 auf 90 Mark pro Aktie von 250 fl. gleichwie im Vorjahre, festgesetzt.

Man sieht, der Unternehmer-Gewinn florirt, und der Arbeiter?

Politische Uebersicht.

Die afrikanische Konferenz hat auch gestern wegen anhaltenden Unwohlseins des Grafen Hayfaldt keine Sitzung gehalten und ist bis jetzt über den Tag der nächsten Sitzung nichts bestimmt. In diplomatischen Kreisen glaubt man, daß jedenfalls vor Ablauf dieser Woche eine Sitzung abgehalten werden wird, um die beiden Schifffahrtsakte zu genehmigen.

Mein Redakteur.

Zwei nach dem Englischen des P. Dennis. Autorisierte Uebersetzung von Victor Schwarz.

„Um — gerade wie ich mir's gedacht — ich habe es dem Manuskript sofort angesehen, daß es das Resultat ausgiebigster Studien in Heine's „Buch der Lieder“ ist.“

Entrüstet aufspringend, griff ich nach meinem Manuskript und schickte mich an, das Zimmer zu verlassen, als der Redakteur lächelnd fortfuhr:

„Bitte, geehrtes Fräulein — lassen Sie mich doch erst ausreden — ich bin mit meinem Urtheil über Ihre Gedichte noch nicht zu Ende.“

Dabei nahm er mir das Badet aus der Hand, legte es auf seinen Schreibtisch und sagte dann: „Zuerst also — darf ich um Ihren Namen bitten, mein Fräulein?“

„Ich heiße Winter“, entgegnete ich kurz. „Wirklich? Wie man sich doch irren kann“, bemerkte der Redakteur, mich forschend anblickend; „als ich den Namen „Winter“ auf Ihrem Manuskript las, hätte ich darauf geschworen, derselbe sei ein Pseudonym — nun, mir kann's einerlei sein. Also, Fräulein Winter —“

Ich fühlte, daß mir bei den Worten des Redakteurs glühende Röthe ins Gesicht stieg — der Mann hatte es entschieden darauf abgesehen, mich zu ärgern, wie wäre er sonst auf die, leider wahre Vermuthung gekommen, daß ich nicht Winter heiße? Ob mein Peiniger meine Verwirrung wahrnahm, weiß ich nicht; er bat mich, meinen Platz wieder einzunehmen und fuhr halb lächelnd fort:

„Noblesse oblige — da Sie es vorgezogen haben, mir Ihr Opus persönlich zur Begutachtung, resp. Aufnahme zu übergeben, anstatt es durch die Post zu senden, bleibt mir nichts Anderes übrig, als auch meinerseits von der Regel abzugehen und das kleine Manuskript glimpflicher zu behandeln, als es sonst bei uns üblich ist — mit anderen Worten, ich werde Ihre Gedichte erst lesen, bevor ich dieselben — dem Papierkorb überweise.“

Wieder hieß mich heiße Gluth, die Gluth der Beschämung ins Gesicht; der Redakteur weidete sich einen Augen-

Danach würde die Konferenz sich bis nach Neujahr vertagen, um im Januar ihre Arbeiten wieder aufzunehmen.

Die Durchsichtung der Kasernen nach Schriftstücken und Papieren scheint — einem Bericht der „Post-Zeitung“ zufolge — fast überall in gleicher Weise zur Ausführung gekommen zu sein. Ob in jüngster Zeit ein irgendwelcher Anlaß zu diesem Vorgehen sich darbietet, ist ebensowenig bekannt, wie das etwaige Resultat der vorgestriegen Ermittlungen. Es liegen Berichte vor aus Potsdam, Wittenberg, Breslau, Kassel, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Stuttgart u. s. w., aber von nirgendwoher wird gemeldet, daß irgend etwas Verdächtiges gefunden sei. Ueberall wurden auch die Privatwohnungen der verheiratheten Unteroffiziere und der Einjährig-Freiwilligen von dazu kommandirten Offizieren durchsucht. In Wittenberg war den Soldaten gesagt worden, es handle sich um abhandeln gekommene schmutzige Patronen, in Düsseldorf hatte die Konfignirung aller Truppen in den Kasernen Anlaß zu dem wie ein Lauffaß die Stadt durchziehenden Gerüchte gegeben, der Kaiser habe die Regierung niedergeworfen. Der Bericht der „Westf. Zig.“ über den Vorgang in Breslau besagt: „Die Revision erstreckte sich auf die Unteroffiziere ohne Portepee, die Feuerwerker, Hausboisten, Einjährig-Freiwilligen und die gesammten Mannschaften. Die vollständig unerwartet gekommenen Hausdurchsuchungen, die sehr eingehender Natur waren und von den Kompagnie- u. Offizieren geleitet wurden, fanden in der Weise statt, daß bei den einzelnen Kompagnien, Batterien und Schwadronen in ihren bezw. Kasernenhöfen Vormittags ein Appell mit vorgezogenen Chargen und Einjährig-Freiwilligen abgehalten wurde. Je ein Kompagnie- u. Offizier nahm nun die Hausdurchsuchungen in den Wohnungen der Einjährig-Freiwilligen, der andere in denen der außerhalb der Kasernen wohnenden Chargirten vor, wobei dieselben zugegen waren. Sämmtliche Schriftstücke und Briefschaften wurden einer genauen Durchsicht unterworfen. Daraus wurden in gleicher Weise die Spinden der kasernirten Unteroffiziere und Mannschaften, die auf ihren Appellplätzen auf die Rückkunft der Offiziere warten mußten, revidirt.“

Aus Nordschleswig schreibt „Vestfölsdigst Tidende“: „Am Sonnabend war Fräulein Thonine Olsen, Lehrerin bei dem Hofbesitzer Thyssen Hansen in Randrup, auf die heilige Hadesboldigkeit stüt und wurde ihr der Befehl erteilt, das preussische Staatsgebiet binnen 10 Tagen zu verlassen. Dieser Befehl war mit der Androhung verknüpft, daß, wenn die Ausgewiesene nach der gedachten Frist in hiesigen Landen angetroffen werde, sie zum ersten Male per Genärdarm über die Grenze transportirt, im Wiederholungsfall aber mit Gefängnißstrafe belegt werden würde. Die Ausgewiesene ist die Tochter eines Zollbeamten und in Dänischmohde geboren. Im Jahre 1864 verzog sie mit ihrem Vater nach Dänemark, wo letzterer nun in Skodborghus an der Grenze Zollbeamter ist. Seit 1881 ist Fräulein Olsen Lehrerin an einer Privatschule, welche vor 13 oder 14 Jahren von drei Hofbesitzern in Randrup errichtet wurde. Sie hat an dem Auszuge nach Seeland Theil genommen und erhielt kurz nach ihrer Rückkehr den Befehl, den Unterricht an besagter Privatschule einzustellen. Später wurde diese Ordre auf Veranlassung des Predigers und des Schulinspektors wieder zurückgezogen. Von dem Gemeindevorsteher wurde sie neuerdings wegen ihrer Unterrichtsverhältnisse vernommen, bei welcher Gelegenheit sie die Meinung äußerte, daß sie, weil 1861 in Schleswig geboren, preussische Staatsangehörige sei. Das Ende vom Liede war, wie oben erwähnt, die Ausweisung.“

Mainz. Durch Verfüzung des Gouverneurs ist den Soldaten der hiesigen Garnison der Besuch einer Anzahl Wein- und Bierwirtschaften, und zwar im Ganzen achtzehn, in welchen vorzugsweise Sozialdemokraten verkehren, auf unbestimmte Zeit verboten worden.

Frankfurt a. M. Die Arbeiterpartei beabsichtigte am Sonntag, 21. Dezember, einen Kommerz zu Ehren ihres Reichstagsabgeordneten, Herrn Lehrer Sabor, abzuhalten. Das Polizeipräsidium hat jedoch mit Berufung auf § 9 des Sozialistengesetzes die Abhaltung der Festlichkeit nicht gestattet.

Frankreich. In der gestern früh stattgehabten Sitzung der Deputirtenkammer erklärte Mackau im Namen der Rechten, daß er vorgestern die namentliche Abstimmung gefordert habe, um den Beweis herbeizuführen, daß die Kammer beschlußunfähig sei und die Verabreichung des Budgets unter miltlichen Verhältnissen stattfände; die Minorität enthalte sich des Ab-

blick an meiner Verlegenheit und dann plötzlich ernst werdend, fragte er:

„Fräulein Winter — weshalb schreiben Sie Gedichte?“

„Weil — weil ich es gern thue,“ antwortete ich trotzig.

„Aha — das ist Frauenlogik,“ lachte er; „Sie schelten mich aller Wahrscheinlichkeit nach grausam, wenn ich Ihnen erkläre, daß die Kunst „Herzen“ auf „Schmerzen“, „Glück“ auf „Bild“ und so weiter zu reimen, heutzutage sehr im Werth gesunken ist, aber selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen verachtet zu werden, muß ich meine Behauptung aufrecht erhalten.“

Ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, trotzdem bemühte ich mich, sehr gleichgültig auszufehen und mit möglichst fester Stimme zu sagen:

„Bitte, geben Sie mir mein Manuskript zurück und vergehen Sie, daß ich Sie belästigt habe — es soll nie wieder geschehen!“

„Unter diesen Umständen werden Sie es mir nicht verdenken, Fräulein Winter, wenn ich die Gegenwart nach Kräften auszunutzen“, versetzte der Redakteur, seine Linke auf mein unglückliches Manuskript legend und mit der Rechten seinen braunen Vollsbart streichend, gleichmüthig, und als ich ihn bestürzt und verständnißlos anblickte, fuhr er spottend fort: „Sie fürchten sich wohl gar vor mir? Es ist doch nur verzeihlich, wenn ich, da Sie mir so bestimmt erklären, mich „nie wieder“ besuchen zu wollen, die Gelegenheit ergreife, ein wenig mit Ihnen zu plaudern. Haben Sie schon mehr geschrieben, Fräulein Winter?“

„Ja“ nickte ich beschämt.

„Nur Poësie?“

„Nein — auch Prosa“, mußte ich zugeben.

„Um so besser“, rief er lebhaft. „Schicken Sie mir etliche kleine Sachen zur Durchsicht — gute Prosa kann ich stets verwenden und es soll mich freuen, wenn Ihre Manuskripte brauchbar sind.“

Ich verbeugte mich, innerlich fest entschlossen, meine Manuskripte eher zu verbrennen, als dieselben dem spottenden Blick seiner Augen auszufehen. Freilich waren es sehr

schöne blaue Augen, wie denn überhaupt das ganze Gesicht ein äußerst geistvolles war, aber das konnte meinen Entschluß nicht ändern. Ich griff nach dem Manuskript, aber umsonst — der Redakteur erklärte mir mit kühler Gelassenheit, er werde sich nicht um den Genuß, Dichtungen in Heine'scher Manier durchsehen zu dürfen, bringen lassen und dann bat er in geschäftsmäßigem Tone um Mittheilung meiner Adresse, dieselbe auf dem Umschlag des Manuskripts notirend. Nimmlich niedergeschlagen verließ ich das Bureau — ich hatte so große Hoffnungen auf meine Gedichte gesetzt und nun mußte ich so trübe Erfahrungen machen!

Während den nächsten Wochen beschäftigte ich mich in Gedanken sehr viel mit dem grausamen Redakteur. Anfänglich empfand ich nur Beschämung, wenn ich an ihn dachte, bald aber nahmen meine Gefühle eine andere Richtung. Es war Reid, der ihn meine poetischen Ergüsse so verächtlich behandeln ließ — hatte ich nicht schon vor drei Jahren, als ich noch Schülerin der Sektta der höheren Mädchenschule war, dafür gegolten, entschieden dichterischen Beruf zu haben? Wie unzählige Sonnenstrahlen an unsern allverehrten Klassenlehrer waren meiner Feder entfloßen und hatten bei allen Mitschülerinnen begeisterten Anklang gefunden — nein, ich war nicht so thöricht, an meinem Talent zu zweifeln, weil jener Spötter es gewagt, meine Poësie mit dem Maß der Alltäglichkeit zu messen!

Aber ich wollte ihn strafen — ich wollte meinen Weg in der Welt machen, ohne mich an seinen Rath zu lehren und wenn ich dann berührt war, sollte das von dem Ungeheuer redigirte Blatt das einzige sein, welches keine Zeile von mir erhielt — nicht eine Sylbe und wenn sie mir mit Gold aufgewogen würde!

Inzwischen freilich schien hierfür wenig Aussicht vorhanden. Keine der unzähligen, in der Hauptstadt erscheinenden Zeitungen ließ sich bereit finden, meine Gedichte zu drucken — ja, die meisten Blätter sandten dieselben nicht einmal zurück und doch war ich darauf angewiesen, das kleine Vermögen, dessen Zinsen nicht ausreichten, meine bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen, auf irgend eine Weise zu vergrößern. Freilich hätte ich irgend eine Stellung annehmen können, aber meine alte Tante, welche mich nach

Parlamentarisches.

Die Kommission zur Vorberathung der Dampfer-subventionvorlage hielt gestern wieder eine Sitzung ab. Nach längerer Debatte, an welcher sich u. A. die Herren Rode, Dr. Stephan, von Böttcher und Bebel beteiligten, wurde beschlossen, die Weiterberathung bis nach den Weihnachtstagen zu vertagen.

In der gestrigen Sitzung der Wahlprüfungs-Kommission wurde nach langen Verhandlungen beschlossen, die Wahl des Abg. Gottburgsen (Jensburg) zu bestätigen. In der Stadt Jensburg hatte die Polizeibehörde zweimal sozialdemokratische Versammlungen verboten, letzlich unter Bezug auf den § 9 des Sozialistengesetzes. In der Beschwerdeinstanz war dies Verbot durch Bezug auf ein Flugblatt gerechtfertigt, das für den sozialdemokratischen Kandidaten erlassen war, der Kommission aber vorlag. Die Kommission erachtete einstimmig das Verbot für ungerechtfertigt, falls nicht noch besondere Thatsachen für diesen konkreten Fall dargelegt würden, die die Annahme rechtfertigten, daß der Redner in jenen Versammlungen beabsichtigt hätte, dort staatsumstürzende Thatsachen vorzutragen. Es wurde mit 7 gegen 6 Stimmen beschlossen, Beweis darüber zu erheben, ob solche konkreten Thatsachen hier vorgelegen hätten, andernfalls aber die Wahl zu lassen, weil sonst durch das Verbot die Wahlfreiheit geschädigt, und dies Verbot durch den Ausfall der Wahl, nach der abgegebenen Stimmenzahl um dem Resultat früherer dortiger Wahlen, relevant sei, indem es sonst eventuell zur Stichwahl zwischen dem deutschen und dem dänischen Kandidaten gekommen sein würde. — Aus demselben Grunde wurde die Wahl des Abgeordneten Ulrich (Darmstadt) angefochten. Dieselbe wurde mit allen gegen eine Stimme für gültig erklärt, weil bei der großen Stimmenmehrheit des Gewähltes und der starken Wahltheilnahme das Verbot der sozialdemokratischen Versammlungen für den Ausfall der Wahl nicht als ausschlaggebend anzusehen sei. Dagegen wurde, um event. Remedium zu veranlassen, beschlossen, über die Gründe jenes Verbotes der Versammlungen Auskunft einzulegen.

Der Abg. Dr. Borsch hat beantragt, an die Stelle des § 370 der Strafprozedur die nachstehende Bestimmung zu setzen: „Ist bei dem Beginn der Hauptverhandlung weder der Angeklagte, noch in den Fällen, wo solches zulässig, ein Vertreter desselben erschienen und das Ausbleiben nicht genügend entschuldigt, so ist über die Berufung zu verhandeln oder die Vorführung oder Verhaftung des Angeklagten anzuordnen.“

Die Rechnungs-Kommission des Reichstags

beschloß in ihrer gestrigen Sitzung, dem Reichstage zu empfehlen, die Entlastung des Reichskanzlers bezüglich der Reichsrechnungen für 1879/80 und 1880/81 auszusprechen und denselben gleichzeitig um Vorlegung eines Gesetzentwurfes betr. die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Reiches zu ersuchen.

Parlamentsberichte.

Deutscher Reichstag.

17. Sitzung, Mittwoch, 17. Dezember, Mittags 12 Uhr.

Präsident v. Wedell-Biesdorff eröffnet die Sitzung um 12 Uhr 20 Minuten mit den üblichen geschäftlichen Mittheilungen.

Am Tische des Bundesraths: die Staatsminister von Buttler und v. Bötticher, der Staatssekretär v. Schelling und zahlreiche Kommissare.

Das Haus tritt sofort in die Tagesordnung, deren erster Gegenstand ist die Beratung des Antrages der Abgg. v. Jagdzemski und Genossen wegen Zulassung der polnischen Sprache bei den Gerichtsverhandlungen u. s. Zur Einleitung der Debatte erhält das Wort der Antragsteller.

Abg. v. Jagdzemski motiviert seinen Antrag in längerer Rede, indem er denselben als ein dringendes Bedürfnis bezeichnet; die polnischen Wähler hätten ihren Abgeordneten es dringend ans Herz gelegt, im Sinne dieses Antrages im Reichstage zu wirken. Allen nicht deutsch redenden Wörtern des Reiches müsse schon speziell gestattet sein, ihre Muttersprache bei jeder Gelegenheit des öffentlichen Verkehrs zu gebrauchen. Er habe seinen Antrag nur auf die polnische Sprache beschränkt, sei aber bereit, auch Anträge auf Zulassung anderer Sprachen in gleichem Sinne zu unterstützen. Die Gründe für den Antrag seien theils staatsrechtlich-politischer, theils juristisch-praktischer Natur. Die Ungerechtigkeit, die man heute gegen die Polen übe, um sie unter das preussische Joch zu zwängen, rufe nicht bloß Widerwillen gegen den Eroberer, sondern auch Untroue gegen den Staat bei den polnischen Unterthanen hervor. Einer so bedrückten Nation dürfe man es nicht verargen, wenn sie immer wieder komme mit denselben Beschwerden, um ihr Recht zu fordern. Die Polen würden deshalb immer wieder mit ihren Gründen und Beschwerden vor das Haus treten, bis man ihnen ihr Recht gewährt. Der heut bestehende Zustand verstoße gegen das Vertragsrecht und zugleich auch gegen das Naturrecht. Keine andere Macht, weder Rußland noch England verfolgten bei ihren Eroberungen gleiche Grundsätze wie Preußen, das seit der Annexion Polens beständig den Grundgesetzen zuwider gehandelt habe, die Friedrich Wilhelm III. anerkannt habe. Darüber sei die staatsrechtliche Doktrin noch niemals in Zweifel gekommen, daß einem unterworfenen Volke das Recht verbleibe, sich seiner Strafe unbehindert bedienen zu können, die preussische Regierung aber unterdrücke die polnische Sprache und gehe systematisch mit der Germanisirung Polens vor. Die Unterdrückung der Sprache bringe der polnischen Bevölkerung moralisch und pekuniär großen Nachtheil. Bei der Beförderung höherer Richterstellen in der Provinz Polen werde kein Richter polnischer Nationalität zugelassen; in Folge der Germanisirungsbestrebungen herrsche in der Schule ein Verdummungssystem. Im Interesse der Regierung liege es, einem derartigen Zustande des Unterrichts bald ein Ende zu machen. In Bezug auf die geschäftliche Behandlung glaubt Redner, daß eine kommissarische Beratung nicht notwendig sei. Er appellire an das Rechtsgefühl des Hauses, denn auch die Polen hätten zur Herstellung des Reiches das Ihrige beigetragen.

Staatssekretär Dr. von Schelling: Man habe bei der Beratung des Gerichtsverfassungsgesetzes alle hier in Betracht kommenden Gründe und Umstände wohl erwogen; die verbündeten Regierungen seien nicht geneigt, in eine Abänderung des Gesetzes zu willigen und werden bei einer solchen nicht mitwirken.

Abg. Freiherr von Unruhe-Bomst (Reichspartei) bestreitet die Behauptungen des Vorredners, besonders daß übertriebene Germanisirungsversuche angestellt werden und daß eine Zurücksetzung polnischer Beamten stattfinde. Das Bestreben der national-polnischen Partei sei darauf hin gerichtet, das jetzt zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland vertheilte Gebiet des ehemaligen Königreichs Polen wieder zu einem polnischen Reiche zu vereinigen. Dasselbe Ziel verfolge auch die „olnische Presse, während Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft diesem Bestreben feindlich gegenüberstehen. In den Schulen müssen jetzt allerdings die Kinder Deutsch lernen, das sei aber doch nicht als Verdummungssystem zu bezeichnen, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß es noch in den fünfziger Jahren in der Provinz ganze Gemeinden gab, in denen Niemand weder polnisch noch deutsch schreiben konnte. Wenn wirklich Uebelstände durch die Anwendung der deutschen Sprache bei den Gerichtsverhandlungen herbeigeführt würden, so seien diese doch nicht so groß, wie diejenigen Uebelstände, die dadurch entstehen würden, wenn man die polnische Sprache wieder zulassen wollte. Mit dem Germanisirungs-

verfahren könne es nicht so schlimm sein, wie der Antragsteller es darstellt, denn er habe niemals germanisirt und die preussische Regierung habe ihn in seiner Stellung als Landrath deswegen nicht entlassen.

Abg. Junggreen (Däne) weist auf den schleswigschen Verhältnissen, wie wohl es thut, wenn der Bevölkerung bei der Rechtspflege die Muttersprache verboten wird. Auch die dänisch redende Bevölkerung hat bei dem Kriege von 1870/71 ihre Schulden gelassen, das möge man nicht vergessen, wenn man hier Beschlüsse faßt. (Beifall links).

Abg. Staudy (konservativ) erklärt sich im Namen seiner politischen Freunde gegen den Antrag und hält es für politisch höchst bedenklich, wenn man zu Gunsten eines bestimmten Landestheiles eine Ausnahme von der Regel des § 186 des Gerichtsverfassungsgesetzes machen wolle. Warum soll der Antrag nur auf die im Jahre 1772 am Breußen gefallenen Landestheile beschränkt werden; in Oberschlesien liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Will man sich aber auf Polen beschränken, warum zieht man dann die nichtpreussischen Landestheile mit in diesen Antrag hinein? Die Verhältnisse in der polnischen Rechtspflege sind anders, können wir ohne spezielle Untersuchung nicht beurtheilen; um diese vorzunehmen, beantrage ich Ueberweisung an eine Kommission.

Abg. Liebknecht (Sozialdemokrat). Die polnischen Abgeordneten haben es durch ihr Verhalten selbst verschuldet, daß die Sympathien für sie im Hause geschwunden sind; das kann uns aber nicht hindern, für ihre berechtigten Interessen einzutreten. Den Polen ist Unrecht geschehen, sie sind unterdrückt und ein solches Volk kann auf unsere Unterstützung und Hilfe rechnen.

Abg. v. Cuny (nationallib.) ist gegen den Antrag und sieht auf wesentlich anderem Standpunkte, als der Vorredner, der Antrag stehe nicht auf nationalem Boden, ihm liegen antinationalen Bestrebungen zu Grunde. Westpreußen ist durch die deutsche Bevölkerung der Kultur erschlossen. Es liegt kein Grund vor, dies Land den Polen zu überlassen. Was die Heiligkeit der Verträge betrifft, worauf man sich beruft, so sind die Polen niemals ein vertragschließender Theil gewesen. Sie haben Anspruch darauf, ihre natürliche Stellung in einem Lande zu verbessern, in welchem schon zur Zeit des Vertragsabschlusses das deutsche Element bedeutend im Zunehmen begriffen war. Jeder gebildete Völk spricht jetzt schon deutsch, dagegen ist es selten, daß der Deutsche polnisch spricht. Von einer Gleichheit der Sprache ist also keine Rede. Wir haben ja das Beispiel an unseren Kollegen vor Augen. Redner wünscht Verweisung an eine Kommission von 14 Mitgliedern.

Abg. Dr. Windthorst wendet sich gegen den Abg. v. Cuny. Der Antrag enthalte nichts antinationales. Betone ich meinen nationalen Standpunkt so muß ich auch den andern Nationen dieses Recht zuerkennen. (Sehr richtig.) Auch Herr v. Bollmar erkennt dies an. (Weiterkeit.) Die Durchführung der Gleichstellung der deutschen und polnischen Sprache wird viel Schwierigkeiten bieten. Stellt man keine Polen als Richter ein, so werden auch keine die Rechte studiren. Sie werden aber nicht befördert, weil sie Katholiken sind. (Sehr richtig im Centrum. Widerspruch rechts.) Die neuere Sprachgesetzgebung geht auf Germanisirung der nicht deutschen Landestheile hinaus, was früher schon Abg. v. Gerlach erklärt hat. Den Polen ist die Beibehaltung ihrer Sprache im Verfügungsrecht vorbehalten, daran sollten sie nicht rütteln. Herr v. Cuny hat nicht national, sondern nationalliberal gesprochen. (Weiterkeit.) Man mache den Polen Zugeständnisse. Oesterreich haben die früheren polnischen Landestheile die besten Rathgeber ihrer Kaiser gegeben. Wir müssen uns über die abgabende Erklärung der Regierung wundern. Polen scheint nicht in hoher Achtung beim Bundesrath zu stehen. (Bravo)

Abg. Fürst Radziwill (Centrum) hofft leidenschaftslos Erörterung in einer Kommission. Der Reichskanzler hat neulich mit einer Erhebung der Polen ganz unnötig zu schreien gesucht und doch hat er erst die Gelegenheit vor einigen Wochen gehabt, die Stimmung Polens kennen zu lernen. Wir verfolgen keine extremen Ziele, gewähren Sie uns aber auch unsere bescheidenen Wünsche.

Die Debatte wird geschlossen. In seinem Schlusswort wendet sich der Antragsteller gegen die Regierung, was den Staatssekretär v. Schelling veranlaßt, sich dahin zu äußern, daß er nicht verdiene, für die Darlegung der Regierungsanfichten abfällig beurtheilt zu werden. — Der Antrag geht an eine Kommission von vierzehn Mitgliedern.

II. Beratung des Antrages Liebknecht auf strafrechtliche Verfolgung der Polizeibeamten, welche am 2. und 3. April v. J. die Verhaftung der Abgg. v. Bollmar und Frohme bewirkt hatten.

Der Antragsteller giebt eine Darstellung des Sachverhalts. Die Polizei habe bei der Verhaftung angegeben, es handele sich nur um eine Siftung, außerdem seien beide Abgeordnete in flagranti ergriffen und so die Festnahme gerechtfertigt. Dies stimme nicht. Verhaftung und Siftung seien eins, außerdem wisse die Polizei gar nicht, was in Kopenhagen vorgegangen,

tungen erhalten," versetzte ich möglichst unbefangenen, „es ist kaum acht Tage her, daß ich den Herren meine Manuskripte gefandt."

„Ah — Sie haben die Herren nicht persönlich aufgesucht?" fragte er hastig.

„Nein — ich hatte an meinem ersten Besuch genug," erwiderte ich trozig, er lachte.

„Nun — Sie sind nicht gerade zuvorkommend gegen mich," bemerkte er dann gleichmüthig, „und doch habe ich mich in Gedanken recht oft mit Ihnen beschäftigt. Ich weiß zum Beispiel schon seit etwa drei Wochen, daß Sie nicht Winter heißen, wie Sie mir gegenüber angaben und zugleich mit dieser Entdeckung machte ich eine andere — wissen Sie, daß Harald Fischer zur Zeit, als wir Beide noch das Gymnasium besuchten, mein bester Freund war?"

„Ist das wahr?" rief ich erstaunt, „dann sind Sie also Wolfgang Klein?" „So heiße ich," nickte er lächelnd, „ich ersehe aus Ihrer Kenntniß meines Namens, daß Harald meiner mitunter erwähnt haben muß und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir Näheres von seinem Ergehen mittheilen wollten — seit wir das Gymnasium verlassen, sind wir einander nicht mehr begegnet."

In dem Augenblicke, in welchem ich erfuhr, daß mein Besuch mit dem Schulfreund meines Bruders identisch sei, war all mein Aerger verschwunden und ich plauderte mit ihm, wie mit einem alten lieben Bekannten. Eigentlich war er mir das auch, denn Harald hatte oft genug von ihm gesprochen, als er das letzte Mal auf Urlaub hier gewesen; erst als der Doktor Miene machte, sich zu verabschieden, fiel mir ein, ihn zu fragen, woher er gewußt, daß ich ihm einen fremden Namen angegeben.

„O, das fand Ihnen auf dem Gesicht geschrieben," sagte er lustig; „Sie wurden ganz roth, als ich danach fragte und da wußte ich sofort Bescheid."

„Aber wie erfuhrten Sie meinen Namen?" forschte ich weiter.

„In dieser Hinsicht bedauere ich, Ihre Wißbegier nicht befriedigen zu können," versetzte er lachend, indem er sich

also sei von einem Ergreifen in flagranti keine Rede. Der Reichstag mag hier beweisen, daß er im Stande ist, seine Mitglieder zu schützen, thut er dies nicht, so verdient er die wenig rücksichtsvolle Behandlung, über die man sich immer beschwert."

Geheimer Rath Weimann: Der Reichskanzler hat keinen Gefallen an irgend welcher Rechtsverletzung; eine solche liege auch nicht vor, vor Allem aber kein Beweis für den Dolus der betreffenden Beamten. Es ist nicht bewiesen, daß die Beamten die Absicht gehabt, die betreffenden Abgeordneten zu hindern, an den Sitzungen des Reichstages Theil zu nehmen. Es ist auch nicht einmal anzunehmen, daß die beiden Abgeordneten den Willen gehabt haben, noch am 3. April — denn nur um diesen Tag handelt es sich — der Reichstags-Sitzung beizuwohnen. Es wäre ja den Herren unbenommen gewesen, den Staatsanwalt, den Oberstaatsanwalt oder das zuständige Gericht in dieser Sache anzurufen. Andere Mittel stehen dem Reichskanzler nicht zur Verfügung.

Abg. Dr. Windthorst: Es fragt sich, ob man diese wiederholt im Hause zur Sprache gebrachte Angelegenheit nochmals in der Kommission zur Sprache bringen soll. Es handle sich aber um die Förderung außerordentlich wichtiger juristischer Fragen und deshalb beantrage er die Ueberweisung an die Geschäftsordnungs-Kommission zur Vorberatung. Es sei eine Frage von hohem politischem Werth, um die es sich hier handle. Daß die Abgeordneten Sozialdemokraten seien, könne auf die Behandlung der Angelegenheit keinen Einfluß ausüben; die Privilegien des Hauses müssen für alle Mitglieder gleichmäßig gewahrt werden.

Die Diskussion wird geschlossen. In einem Schlusswort führt Abg. v. Bollmar (Sozialdemokrat) aus, daß es gerade am 3. April für die Abgeordneten von Wichtigkeit war, bei der damals stattfindenden Abstimmung über den Holzjoll entgegen zu sein. Die Rechtsanschauungen, welche man gegen den Antrag vorbringe, seien so künstlich aufgebaut, daß man an ihre Stichhaltigkeit garnicht glauben könne. Man könne durchaus nicht annehmen, daß den Beamten der Dolus gefehlt habe. Die Beamten waren vom Berliner Polizeipräsidenten gesendet und hatten gehofft, bei uns kompromittirende Papiere zu finden, auf Grund deren wir hätten bestraft werden können. Wenn so etwas geschieht, dann muß auch den betreffenden Beamten der Dolus innewohnen. Gerade bei der zweifellosen Tendenz der Regierung, die Befugnisse des Reichstages einzuschränken, ist hier ein strenges Wahren der Rechte des Reichstages geboten. Wir sehen, wie eifersüchtig bei jedem Schein einer Beinträchtigung die Regierung auf ihre Rechte hält. Wir fühlen uns nicht persönlich, sondern als Mitglieder des Reichstages beleidigt durch die Verletzung seiner Immunität. Ob wir 12 Stunden mehr oder weniger im Gefängniß zubringen, ist gleichgültig.

Der Antrag wird hierauf zur Vorberatung an die Geschäftsordnungs-Kommission verwiesen.

Es folgt die dritte Beratung des Antrages Ausfeld auf Gewährung von Diktat an die Abgeordneten. — Abg. Dr. Windthorst erklärt, daß er mit seinen politischen Freunden für den Antrag stimmen werde, ohne damit irgend eine Kommission gegen das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht zu machen.

Abg. Richter hat es für selbstverständlich gehalten, daß der Antrag auf der Grundlage des bestehenden Wahlrechts beruhe.

Abg. v. Heildorf-Bedra (konservativ): Zwischen dem allgemeinen gleichen Wahlrecht und der Diktatlosigkeit besteht eine historische Verbindung und deshalb sei der Antrag nicht annehmbar.

Abg. Sabor (Soz.-Dem.) verteidigt unter wiederholter Weiterleit des Hauses den Antrag. Der Reichskanzler sei gegen den Antrag, darum sei auch die konservative Partei gegen denselben.

Der Antrag wird hierauf auch in dritter Lesung angenommen und dann die Sitzung auf Donnerstag 11 Uhr vertagt. Tages-Ordnung: Präsidenten-Wahl. Krankenkassen-Antrag. Wahlprüfungen.

Schluss 5 Uhr.

Lokales.

Die Reorganisation des hiesigen Armenarzteswesens, welche bekanntlich zum 1. April 1885 geplant ist, scheint die jüngeren Ärzte in hohem Grade zu alarmiren; anders ist es wenigstens kaum zu erklären, daß die neuen Stellen, die nur 900 M. eintragen und zum Theil in den entlegensten Stadttheilen liegen, so vielfach umworben werden, sowohl von Ärzten, wie aus der weitesten Umgebung unserer Stadt. Die Großen und Ganzen wird kein großer Personenwechsel vor sich gehen. Denn von den 56 bestehenden Armenarztsstellen besetzen sich deren jetzige Besizer mit den neu zu bildenden Stellen in 49 Fällen. Es würden hiernach nur 7 Bezirke neu zu besetzen sein, dazu tritt der durch Tod des Sanitätsraths Vesting erledigte Lindenstraßenbezirk, macht acht Stellen. Folglich endlich die sechs neuen Stellen, welche erst noch von der Stadtverordnetenversammlung bewilligt werden müssen, so daß die

empfehl; „Redaktionsheimnisse müssen streng geheim werden."

Von diesem Tage an erschien der Chefredakteur des „Post" gar manchmal in dem bescheidenen Haus meiner Tante. Die alte Dame hatte ihn rasch lieb gewonnen und bald nach sein Besuch uns zur lieben Wohnheim geworden. Sotheilfamer Weise indes war nie mehr von meinen literarischen Bestrebungen die Rede — vermuthlich freute sich der Doktor, meiner Begeisterung für Poesie einen Dämpfer aufzusetzen zu haben und ich meinerseits verspürte durchaus keinen Lust, mich nochmals auslassen zu lassen. — Gegen meine Wohnheim erschien der Doktor eines Tages bald nach Tisch, während die Tante ihr gewohntes Mittagessen hielt. Es mußte wohl ein Ausdruck in seinen Augen liegen, der mich befangen machte, denn ich blickte mehr nach der Uhr, ob es noch nicht Zeit sei, die Tante zu wecken, und sagte endlich den Entschluß, dies heute etwas früher als sonst zu thun. In dem Augenblicke indes, in welchem ich das Zimmer verlassen wollte, stand der Doktor neben mir und sagte, indem er die Hand auf meinen Arm legte: „Helene, warten Sie noch ein Weilchen, bevor Sie die alte Dame wecken, ich möchte Ihnen Etwas sagen — Ich habe eine Frage vorlegen, von deren Beantwortung mein Leben glücklich abhängt." Seine Augen mußten wohl sehr bewegt gewesen sein, denn noch bevor er gesprochen, wußte ich, daß er mir zu sagen gekommen war. Ich wehrte ihm nicht, als er jetzt meine beiden Hände faßte, mich an sich zog und mir leise zuflüsterte, was ich längst geahnt.

„Waren's doch die Zauberworte, daß ich ihm auf weiter Erde Die all-einzige Geliebte Sei und ewig bleiben werde!"

Zwei Jahre sind seit jenem glückseligen Nachmittage verstrichen — der Chefredakteur der Familien-Zeitung das Ungeheuer, dessen Spott ich einst so sehr geüßt habe, ist längst mein Gemahl, und so habe ich wohl das Recht ihn so zu nennen, wie es die Ueberschrift dieser Zeitschrift besagt!

dem Tode meines Vaters zu sich genommen und mit treuer Mutterliebe und Sorge behütet hatte, gerieth außer sich, wenn ich davon sprach — sie war kränzlich, durch einen lahmen Fuß an's Haus gefesselt und konnte sich nicht in den Gedanken finden, meine Gegenwart zu entbehren. Sie war die Schwester meines Vaters und lebte von einer kleinen Pension, die sie als Wittwe eines sächsischen Beamten erhielt. Mein Vater war ein angesehener Kaufmann gewesen, aber unglückliche Spekulationen hatten den Ruin seines alten Geschäfts herbeigeführt und nach seinem Tode stellte es sich heraus, daß für seine Erben, meinen um zehn Jahre älteren Bruder, welcher Seemann war, und mich selbst, nur sehr wenig übrig blieb. Meine Mutter war früh gestorben, mein Bruder mit seinem Schiff in fremden Welttheilen und so dankte ich Gott, daß ich, das zwölfjährige, verlassene Kind, im Hause der Tante eine Heimath fand.

Etwa 4 Wochen nach meinem Besuche im Redaktionszimmer der „Post" erschien eines Tages zu meinem grenzenlosen Erstaunen der Redakteur in der Wohnung meiner Tante und fragte nach Fräulein Fischer, denn so hieß ich. Er stellte sich meiner Tante als Dr. Klein, Chefredakteur des „Familien-Journals", vor und sich dann zu mir wendend, sagte er mit jenem halb spöttischen Lächeln, welches ich bereits kannte und fürchtete: „Geehrtes Fräulein — meinem Versprechen gemäß habe ich Ihre Gedichte gelesen und bringe Ihnen dieselben hiermit zurück — sie sind wirklich nicht schlecht und erinnern häufig an Heine. Aber ich habe vergeblich auf Ihre Prosa-Sendungen gewartet — haben Sie andere Redakteure mit denselben beglückt?"

„Nein — einstweilen habe ich es nur versucht, meine Gedichte zu plagiren", entgegnete ich würdevoll.

„Ah — ich kann mir denken, daß das Resultat Sie befriedigt hat?" meinte er halb fragend.

Welches Recht hatte er, mich in dieser Weise auszuforschen? War er gekommen, mich zu verhöhnen? Aber ich wollte ihm zeigen, daß ich kein Kind mehr war — hatte ich doch bereits meinen achtzehnten Geburtstag gefeiert. „Ich habe noch keine Entschädigung von den anderen Zeit-

sch ich i
genar
Ritt
höch
neue
alte
laufe
ein
zur
Ruta
schaff
impe
an d
ein
man
lage
Rau
von
woh
Ker
der
große
das
hof
Wolg
licher
sach
Reich
vorig
Stufe
die g
Roma
Thät
bei f
Gard
gut e
schon
nicht
mifan
abend
über
begin
Sorg
vor
Dere
und
reiß
der G
legen
schein
b
N
so tar
selbst
schäde
Auch
dräng
Lepsi
Front
Stie
wer
fen
aber
wäsch
u. dg
Anfal
Strag
ein B
tionen
regen,
Ornen
balken
Blau
Groß
Jutta
haufe
des
lichen
wred
Mitt
Nack
er ge
sehr e
des
ohne
des
die C
nige
und
schlie
Kant
notnd
macht
das
einen
seffels
nur i
Witt
lungen
aus
ist er
Kerz
kann
Gib
reide
Reich
Gemi
allein
welch
gabte
Anne
70 00
mens
weid
schäft
lehne
Woo
in w
Petr
Nahr
Gib
ausfl
weite
melde
nach
ab.

Abend im Restaurant Feuerstein, Alte Jakobstraße 75, welche sehr zahlreich besucht war, erlegte unter dem Vorhange des Herrn Jost einen Antrag des Vorstandes auf Statutenänderung resp. auf Vereinfachung der Vereinsverwaltung dahin, daß nach dem von der Versammlung gefassten Beschlusse an Stelle der früher dem Vorstande koordinierten Kommission der Vorstandskörper vergrößert d. h. die Zahl seiner Mitglieder erhöht werde. Die hierauf vorgelegenen statutarischen Neuwahlen des Gesamtvorstandes fielen auf die Herren Jost zum ersten und Linke zum zweiten Vorsitzenden; Kohnmann zum Schriftführer; Freudenreich zum Kassier; Wehnert, Brand, Neumann, Köhne, Anders, Bieg, Kerkow, Beder, Floeter, Biesch, Kugler, Schuler und Jahn zu Beisitzern; Freymann und Johae zu Revisoren.

Die vom Vorsitzenden der Schneider-Lohn-Kommission nach Sommer's Salon in der Potsdamerstraße einberufene „große außerordentliche Schneiderversammlung“, in welcher der Geschäftsführer Max Kreuz einen Vortrag halten sollte, und die „Lohn- und Weisheitsverhältnisse in der Potsdamer Vorstadt“ besprochen werden sollten, wurde polizeilich verboten.

Der Verein der Einscher (Fischer) hält Sonntag, den 21. Dezember, Vormittags 10 Uhr, im Vereinslokale, Holzmarktstraße 8 seine regelmäßige Mitglieder-Versammlung ab. T. D.: Regelung des Stiftungsfestes, betreffend des Vergnügungskomitees. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. Gäste willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gleichzeitig werden diejenigen Mitglieder, welche ihren statutenmäßigen Verpflichtungen noch nicht nachgekommen sind, auf § 4 des Vereins-Statuts aufmerksam gemacht.

Die Versammlung des Bezirksvereins des werthhaltigen Volkes der Schönhauser Vorstadt, welche am 16. Dezember Abends 8 Uhr stattfinden sollte, wurde polizeilich verboten.

Die Versammlung des Arbeiter-Bezirks-Vereins vom 15. und 20. Kommunal-Wahlbezirk, die zu Mittwoch Abend nach Kreuz' Salon, Nourystr. 27 einberufen war, wurde auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes polizeilich verboten.

Die zum Dienstag Abend einberufene Versammlung des Arbeiter-Bezirks-Vereins „Gülden“, in welcher Herr Schwennbogen einen Vortrag halten sollte, ist auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden.

Vermischtes.

Unerwartet. Ueber das Grubenunglück bei Steierdorf berichtet das „Budoepfer Tageblatt“ folgendes: Am 12. d. Mts. brach in dem Kälberkade der von ungarischen Staatsbahn gehörigen Aninaner Kohlenbergwerke ein Brand aus, der noch am selben Tage Nachmittags zu der Katastrophe führte. Mit den Rettungsarbeiten wurde alsbald begonnen, aber da die Gruben, in welchen die schlagenden Wetter wütheten, in hellen Flammen standen, war es unmöglich, rasch Hilfe zu bieten. Erst am nächsten Tage, Freitag Mittags, war der Brand so weit bewältigt, daß man die Rettung der unglücklichen Bergarbeiter hauptsächlich in Angriff nehmen konnte. Es wurden zahlreiche verarmte und verlorne Leichname an das Tageslicht gefördert; aber es gelang auch, zahlreiche Männer aus den abgesperrten und noch nicht in Brand gerathenen Stellen zu befreien. Bis Mittags wurde konstatiert, daß fünfundvierzig Grubenarbeiter fehlen, von denen man bisher vierzehn Tode gefunden und agonisirt hat. Das Grubenunglück ist, obgleich dasselbe schon Donnerstag, Nachmittags um 3 Uhr, zu einer Katastrophe geführt hat, bis zur Stunde nicht omlich konstatiert worden, doch kann man mit aller Bestimmtheit behaupten, daß schlagende Wetter die Katastrophe herbeiführten. Obwohl die Rettungsarbeiten ununterbrochen und mit unermüdbarem Fleiße betrieben werden, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß die einunddreißig Arbeiter, welche noch vermisst werden, am Leben sind. Freitag, Vormittags, fanden die ersten Leichenbegängnisse der Verunglückten statt. Von den vierzehn Toten hinterließen zehn Frau und Kinder; auch die übrigen waren verheiratet, doch kinderlos. Die Direktion der Oesterreichisch-Ungarischen Staatsbahnen-Gesellschaft hat den Hinterbliebenen der Verunglückten reiche Unterstützung zugesagt. Der Schaden, welchen die Staatsbahnen erleidet, ist sehr be-

trächtlich. Wenn die Lösung des Grubenbrandes nicht gelingt, so wird der Schaden hunderttausende von Gulden betragen. — Der Schacht „Kälber“ ist isolirt, jede weitere Gefahr ist beseitigt. Sämmtliche 47 Leichen sind jetzt zu Tage gefördert, so daß über die Größe des Unglücks leider kein Zweifel mehr besteht.

Eine mysteriöse Affaire. Neben den diversen Nord-affaire und ähnlichen Tagesereignissen beschäftigt seit kurzem die Geschichte eines ausgelegten und auf dem Pariser Pfahle aufgefundenen mysteriösen Kindes, so eine Kaspar-Hauser-Affaire en miniature, die Blätter der französischen Hauptstadt. Der Sachverhalt ist der folgende: Ein Fräulein G. hatte im Bois de Boulogne in nächster Nähe des Jardin d'acclimatation einen kleinen Knaben gefunden und ihn bei sich aufgenommen. Das Kind hat nunmehr einige Änderungen gemacht, welche eventuell zur Entdeckung seiner Familie führen können. Nach seiner Aussage heißt er Fernand, er kennt außerdem die Namen Peron, Klottide und Boulogne. Sein Vater, erzählt er weiter, besaß Pferde und Wagen; seine Mutter trug seidene Kleider und bewohnte ein Haus mit einem großen Garten. Vater und Mutter konnten Klavier spielen. Aber eines Tages, fährt der arme Kleine fort, hatte sein Vater ein großes Loch im Kopf, keine Nase mehr und mit einem schweren Fall sei er zu Boden gestürzt und habe die Augen geschlossen. Seine Mutter sei bei des Vaters Tode zugegen; sie hat dem Knaben auch die schmutzigen Kleider angezogen, in welchem er später gefunden wurde und bette zu ihm gesagt: „Nun schene Dich fort!“ Wenn der Kleine soweit in seiner Erzählung gekommen ist, fängt er immer zu weinen an; er hat Furcht, daß man ihn von neuem verhöht. Auf den Spaziergängen im Bois de Boulogne trägt sich auf seinem Gesicht deutlich Angst aus. Das Weisen der Seinedampfer macht großen Eindruck auf ihn; er erzählt, seine Mutter habe ihn auf ein solches Schiff gebracht, und ihn darauf verlassen. Unter schreckhaften Bewegungen ruft er oft nächtlicherweile: Papa, Papa! — Die Polizeipräfektur von Paris bittet, alle Mittheilungen, die zur Feststellung der Identität des Kindes führen können, an ihre Adressen gelangen zu lassen.

Aus dem Reiche der Mitte. Bei den gegenwärtigen tüben Ausichten auf eine baldige gütliche Beilegung der französisch-chinesischen Streitfrage dürfte eine Charakterstudie der Chinesen der Neuzeit, wie sie der „St. James' Gazette“ von einem gut unterrichteten Berichterstatter zugeht, der längere Zeit in amtlicher Eigenschaft bei dem Arsenal in Fuzhou beschäftigt war, nicht uninteressant sein. Der Korrespondent schreibt: „Während der 8 Jahre, welche ich als Professor in der zu dem Arsenal in Fuzhou gehörigen Militärschule zubrachte, hatte ich jede Gelegenheit, den chinesischen Charakter gründlich zu studiren. Die darüber im Auslande herrschenden Ansichten sind allgemein ganz irrig. So glaubt man unter Anderem, daß die Chinesen auf die „Barbaren des Westens“ mit gründlicher, auf Unkenntniß basirter Geringschätzung blicken. Das ist ein vollständiger Irrthum. Sie verachten nur unsere politischen Systeme und unsere demokratischen Einrichtungen. In Allem, was die Wissenschaft betrifft, und insbesondere die auf die Kriegskunst anwendbare Wissenschaft, erkennen sie nicht nur willig unsere Überlegenheit an, sondern sie machen auch die größten Anstrengungen, uns zu erüben. Was Arbeit und Ausdauer betrifft, so haben sie einfach ohne Gleichen da. Ich habe zu verschiedenen Zeiten zwischen 500—600 chinesische Schüler gehabt. Unter dieser Anzahl machten sich selbstverständlich verschiedene Grade geistiger Begabung bemerkbar, aber ich habe niemals einen Schüler gehabt, der nicht die eifrigste Lernbegierde besaß und sich nicht der Arbeit mit der außerordentlichsten Hingabe widmete. Ich kann mit Sicherheit sagen, daß ich drei Duzend Schüler zurückließ, die sich ganz so viel theoretische Kenntnisse von der Artillerie angeeignet hatten, wie ich sie selber besaß; und bei dem Erz- und Rechenreichtum des Landes ist mit Gewissheit anzunehmen, daß die Chinesen sehr bald, soweit die Kanonen und Schußwaffen aller Art betrifft, von Europa absolut unabhängig sein werden. Die Arsenale und andere Geschäfte, welche sie gegenwärtig vom Auslande beziehen, werden hauptsächlich als Modelle gebraucht. — Es wird oft gesagt: Es giebt in China keine

öffentliche Meinung“. Dies ist ein anderer Irrthum. Die hierin gebildeten Klassen haben im Gegentheil eine sehr ausgeprägte Meinung in allen Dingen, die mit der ausübenden Politik des Landes im Zusammenhange stehen; und ihre Meinung, die in Regierungsreisen in Peking großes Gewicht hat, ist durchaus gegen jedwede Gebietsabtretung. Die französischen politischen und finanziellen Schwierigkeiten sind in China ganz gut bekannt und nach ihrem wahren Werthe gewürdigt. Die Ernennung des Marquis Deng, der unter einem höflichen Neuzug eine starke Abneigung gegen Frankreich verbirgt, ist ein äußerst ungünstiges Symptom für die Aussichten auf einen baldigen Frieden. Weder er, noch die ausgeklärteren Mandarinen hoffen zu sehen, daß die chinesischen Truppen die französischen Truppen in einer regelrechten Schlacht besiegen werden, aber sie sind vollständig überzeugt, daß die Franzosen finanziell und politisch nicht in der Lage sind, hunderte von Millionen zu opfern oder aus Frankreich 50—60 000 Mann für eine Expedition gegen Peking zu entsenden, welches durch ein ausgezeichnetes System von Befestigungswerken (ich spreche als Augenzeuge) und eine mächtige Artillerie vertheidigt wird. Und doch würde dies der einzige Weg sein, die Schwierigkeiten zu lösen, wenn nicht Fernand, was mir fast unmöglich scheint, sich zu Augenblicken bequemen sollte, die mit seinen früheren Präferenzen in prinzipieller Kontrast stehen würden. Kurz gesagt, die Lage ist niemals verwickelter gewesen als in diesem Augenblicke. Die Festdrögen des Arsenal China nicht eingeschüttet hat, wird alles Andere, was an der Küste geschehen kann, seine bessere Wirkung haben. Wenn nicht die anderen Mächte sich einschließen, in Paris oder Peking, oder in beiden Hauptstädten einen unüberwindlichen Druck auszuüben, dann dürfte der Krieg den Fernand einen Krieg zu nennen ablehnt, sich Jahre lang hinschleppen.

Daß auch Urlaubsgesuche ihre Schicksale haben, er sieht man aus folgendem hübschen Händchen, welches ein Münchener ultramontaner Blatt erzählt: Ein Herr Pfarrer aus der Diözese Eichstätt hatte Anfangs dieses Jahres einen achtägigen Urlaub beim Ordinariat nachgesucht und nachdem er denselben nicht rasch genug erhalten, persönlich seine Bitte vorgetragen und dieselbe gewährt erhalten. Ende dieses Jahres erhielt nun der Herr Pfarrer laut Notifikation wieder einen achtägigen Urlaub gewährt, ohne nachgesucht zu haben. Auf desfallsige Vorstellung wurde herausgebracht, daß der Rathschreiber das im Frühjahr ihm zur Postaufgabe übergebene Schreiben in seinen Mantel steckte, worin dasselbe so lange blieb, bis es kalt und der Mantel wieder gebraucht wurde. Als der Postillon das Schreiben wieder vorfand, hat er es der Post übergeben, worauf das Weitere verläuft wurde. — Nicht das am wenigsten hübsche bei der Geschichte ist übrigens, daß das Blatt, welches dieselbe erzählt, ihr die Spitzmarke: „Ein vergessener Postillon“ giebt. Wo und von wem wohl der arme Postillon „vergessen“ worden sein mag? Bei seiner vorgelegten Behörde sicherlich, nachdem er sich bei obiger Veranlassung so polizeimäßig vergesslich gezeigt hatte.

Ein vierfüßiger Samariter. Vor einiger Zeit bemerkte ein Wachhauer Thierarzt auf dem Wege nach Hause an einem Baune einen im Schmutze liegenden, kranken Hund. Aus Mitleid ließ er das Thier zu sich bringen und wandte alsdann eine Kur an, insofern deren der Hund in kurzer Zeit wieder zu geben begann, schließlich gesund wurde und, nachdem er eines Tages auf die Straße gelaufen war, den ganzen Tag über nicht zurückkehrte. Es schien, daß der gekielte Hund seinen zeitweiligen Aufenthalt in gleicher Weise verlassen hätte, wie ein Renja das Krankenhaus verläßt, um nicht wieder zurückzukehren. An demselben Tage Abends aber hörte man an der Thür des Hauses winseln, und als dieselbe geöffnet wurde, stand vor derselben der ausgeheilte Hund mit einem anderen Hunde, dem das eine Bein gebrochen war. Der Thierarzt hat auch diesen zweiten Hund in Kur genommen und mag jedenfalls neugierig darauf sein, wie viel Patienten sein vierbeiniger Agent noch zuführen wird.

Neuer Kaffeetrichter. Schusterjungen beim Kaffeetrinken: „Du, was ist denn das für Kaffee, wie schmeckt denn der?“ Zweiter Junge: „Na, sehr dünne ist er, den mach die Meesteren woll wieder durch die Spordbüchse haben loosen lassen.“

Theater.
Königliches Opernhaus:
Donnerstag: Der Freischütz.
Königliches Schauspielhaus:
Donnerstag: Christoph Kolow.
Deutsches Theater:
Donnerstag: Romeo und Julia.
Seelkatholische Theater:
Donnerstag: Das Stadtgeschick.
Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater:
Donnerstag: Gasparone.
Central-Theater:
Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.
Donnerstag: Zum 54. M.: Der Walzerkönig.
Reichens-Theater:
Direktion Anton Anno.
Donnerstag: Acan.
Balthalla-Operetten-Theater:
Donnerstag: Gillette.
Konigsstädtisches Theater:
Direktion Jof. Firmanns.
Donnerstag: Lebrecht u. Comp.
Stend-Theater:
Heute und folgende Tage: Im Lande der Freiheit. Großes Sensations-Ausstellungs-Schauspiel in 9 Bildern von H. v. Gordon. Musik von Th. Franke.
Victoria-Theater:
Donnerstag: Excelstor.
33-Meer-Theater:
Donnerstag: Der Salontyroler.

Alhambra-Theater.
Wallnertheaterstraße 15.
Heute und folgende Tage:
Mädchen von heute.
Posse mit Gesang in 3 Akten von Dr. Bernhardt.
Vor der Vorstellung: Großes Konzert, ausgeführt von der Hauskapelle. Anfang des Konzerts 7 Uhr, der Vorstellung 7½ Uhr.

Das am Dienstag Abend 8 Uhr erfolgte Ableben unseres lieben Vaters und Großvaters des vormaligen Lokomotivführers
Jacob Bernstein
theilen wir hierdurch tiefbetrübt mit.
Die Beerdigung findet Freitag, Nachm. 2½ Uhr, von der Leichenhalle des jüdischen Friedhofes, Schönhauser Allee, aus statt. 1596

Donnerstag, den 18. d. M. 1593
Versammlung.
der Mappen-Arbeiter, Alte Jakobstr. 75.
Tages-Ordnung:
Wie verhalten sich die Mappen-Arbeiter einer beabsichtigten Lohnreduktion gegenüber. Die Lohnkommission.
Central-Kranken- u. Begräbniskasse
der Buchbinder u. s. w. Deutschlands. 1594
Den neu eingetretenen Mitgliedern zur Nachricht, daß am Sonntag, den 21. Vormittags von 9—12 Uhr, die Ausgabe der Bücher im Kassenlokale stattfindet. Der Vorstand.

Rein seit 1877 bestehendes, als reell bekanntes
Uhrengeschäft
verbunden mit
Reparaturwerkstatt
befindet sich
157 Invalidenstraße 157
zwischen Brunnen- und Aderstraße, und empfehle dasselbe allen Lesern dieses Blattes.
Max Busse.
Uhrmacher.
1350

Preussisches Leihhaus
Benthstraße 14
beleiht Werthe aller Art in coulonter und discreter Weise.
Geöffnet 9—7 Uhr, Sonntags 10—12 Uhr. 1525
Piano's ganz in Eisenrahm, im runden und vollen Flügelton.
1348 E. Rieck, Dranienstr. 134. I.
Kalbfleisch, Brust 35, Keule 40 Pf. 1540
Preiskohlen, Marke E. L. 6,50, Ilse 7,00, Marie 7,50 + 1000 St. desgl. 0,65, 0,70, 0,75, 100 ..
Lief. frei ins Haus H. Ekenl, Muskaustr. 28. 1525

Magazin
für
Seiven- und Dreibrun.
Alle Mann zu Fuss.
148 Moritz-Platz 148
eleg. Anzüge von 24—50 Mk.
Bekleidungsstücke von 6—18 Mk.
Pullover von 15—50 Mk.
Bestellungen nach Maass
prompt und
billig.

Stebvierhalle und Restaurant
von
MAX KREUTZ
Admiralstr. 40. Cottbuserplatz
(Alte Linde.) 1241
Reichhaltiger Frühstückstisch,
Gutes Bairisch Bier & Glas 10 Pfg.
Eine frdl. Schlafstube Bückerstr. 13 d. I. bei Kahlbl. 1590
Ein Paletot u. Anzug billig zu verl. Behrstr. 14 i. Keller. 1596

Teppiche.
zu billigen Preisen.
Wir haben eine große Auswahl Teppiche und verkaufen große Sopha-Teppiche für 5 Mk., Germania-Brüssel-Teppiche in sehr hübschen Farbenstellungen 6,50 und 7,50 Mark. Tapestry, Brüssel, Plüsch-Teppiche 11,50, 14, 16, 18 u. 20 Mark.
Große Salon-Teppiche 18, 20, 25 und 30 Mark. Gatte Tournay, Velvet in allen Größen, das Allerhaltbarste, zu außerordentlich billigen Preisen.
Tischdecken.
Manilla-Tischdecken mit Franzen 2, 2,50. Punkte Tischdecken mit Schnur u. Quasten 3, 3,50, 4. Gobelintischdecken 5, 6, 7 Mk., Gobelintischdecken mit Schnur und Quasten 7,50, 9, 10, 12 Mark. Alpa-Tischdecken 4,50, 6, 7,50, 9 Mark.
Gardinen.
Weiße Zwirngardinen, Meter 45, 50, 60 Pf., ganz schwere Double-Zwirngardinen, Meter 75 Pf., Engl.-Zill-Zwirngardinen, auf beiden Seiten eingefasst, Meter 75, 90 Pf., 1, 1,25 u. 1,50 Mk., Manilla-Gardinen und Manilla-Portierenstoffe mit Bordüren und Franzen, Meter 75, 90 Pf., 1 Mark. 1457
Läuferstoffe.
Gute Läuferstoffe, Meter 40, 50 u. 60 Pf., ganz schwere Läuferstoffe, Meter 75 u. 90 Pf., in ganz breiter 1 u. 1 Mk. 20.
Sielmann & Rosenberg,
Kommandantenstraße, Alte Linde, Straße.